



Berlin, den 28. Januar 1899.

Eine Festrede.*)

Nationalistische Feste, hochgeehrte Gäste und liebe Kommilitonen, sind Erinnerungstage. Indem wir heute den Geburtstag des Deutschen Reiches begehen, freuen wir uns nicht bloß seines Bestandes und seiner Achtung ge-

*) Am Jahrestage der Reichsgründung hat Karl Lamprecht vor den leipziger Studenten eine Rede gehalten, von der schon Bruchstücke veröffentlicht und glossirt worden sind, die aber nur als ein Ganzes richtig verstanden werden kann und die auch einem weiteren Hörerkreise, als sie ihn in der sächsischen Universitätsstadt bei einem Kommerz erreichen konnte, mitgetheilt zu werden verdient. Gedanken, wie Lamprecht sie aussprach, dümmern im Deutschen Reich heutzutage in manchen ersten Ranges Sinn; doch nicht Jeder vermag ihnen das rechte Wort zu finden. Vor Anderen ist dazu der Historiker berufen, der sichtbar gegenwärtiges Festereim vergleichen und Vortheile wie Gefahren eines politischen Zustandes an den — vom Laien allzu leicht vergessenen — Lehren der Geschichte messen kann. Selten sind tödlich zehenden Musendöhnen, statt schnell verhallender Phrasen, so ernste Mahnungen vorgetragen worden: daß sie Gehör fanden, ist ein erfreuliches Zeichen. Nach Lamprechts Ansicht ist es nöthig, unseren politischen Festen einen reicheren, tieferen Inhalt zu schaffen und sie aus Phrasenparaden und Kneipenfeiern in wahrhaft festliche Tage des Rückereinnerns an stolze, aber auch an trübe Zeiten der vaterländischen Geschichte umzuwandeln. Dieser Wunsch ist in den letzten Jahren auch hier häufig ausgesprochen worden; und noch öfter der, die Verehrung für Bismarck nicht nutzlos dadurch zu betheiligen, daß man jedes Zufallswort des Großen andächtig stammelnd nachbetet, sondern dadurch, daß man, wie er, sich die geistige Freiheit wahrt und den in wechselnden Gestaltungen der Ansprüche und Bedürfnisse auftauchenden Problemen mit offenem Auge die Lösung sucht. . . Auf den Geburtstag des Reiches folgt der Geburtstag des jetzigen Kaisers, dem wir Alle eine feste Gesundheit, treue und furchtlose Berather und ein stetiges, dem Volk gedeißliches Regiment wünschen; möchte auch in die Feierrede dieses Tages und in die Stimmung der ihnen Lauschenden Etwas vom Geist dieser ungewöhnlichen Festrede dringen.

bietenden Stellung unter den Reichen des Erdballes. Vielmehr, wie es jeder ernste Mensch an seinem Geburtstage thun wird, lassen wir die Blicke auch rückwärts schweifen in die Vergangenheit des Geburtstagskinds und suchen aus dem eindringenden und kritischen Verständniß der Art, wie es geworden ist, zu begreifen, was es ist, und Schlüsse zu ziehen auf Das, was es sein kann und vielleicht einmal sein wird. In diesem Zusammenhange liegt es begründet, daß der Ausschuß des Festkommerses einen Historiker aufgefordert hat, hier vom Reiche und auf das Reich zu reden. Denn die Aufgabe des Historikers kann es nicht sein, in den bloßen Jubel des Tages einzustimmen, auch wenn er noch so berechtigt sein sollte, oder vom Standpunkte dieses Tages aus die nächstliegenden, „aktuellen“ Vorgänge der Politik zu beleuchten. Der Historiker ist kein Politiker, wie man so oft gesagt hat: gerade neuere Vorgänge haben deutlich genug gezeigt, daß er seinem Beruf untreu wird, wenn er gegenüber jeder Maßregel der Tagespolitik Stellung zu nehmen sucht. Der Historiker kann vielmehr das Leben der Gegenwart nur in dem Sinne unmittelbar zu fördern suchen, daß er es allein in seinen allergrößten Zügen begleitet, in jenen Zügen, die einen deutlichen, sich unwidersprechlich klar ausdrückenden Zusammenhang mit einer weiten Vergangenheit aufweisen. In dieser Hinsicht aber ist es für ihn auch Pflicht, zu reden; gleichsam soll er der Archivar der Nation sein, der in Lebensfragen der nationalen Gesellschaft, der er angehört, die Akten herbeiholt und aufschlägt und ihren Inhalt reden läßt, — unbekümmert um den Wogenschaum der Tagesmeinungen, der rechts und links von ihm aufspritzt.

Die europäischen Nationen, deren geschichtliches Leben sich unter den ungeheuren Anforderungen der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts noch als dauerhaft erwiesen hat, haben in den letzten drei bis vier Jahrhunderten ihres Daseins alle zwei große Entwicklungsfaktoren in sich getragen: die Monarchie und das Bürgerthum; bald in Feindschaft gegen einander, bald eng zu gemeinsamem Wirken vereint, haben diese Faktoren die inneren und auch die äußeren Geschicke, vor Allem Englands, Frankreichs und Deutschlands, bestimmt. Von ihnen ist die Monarchie der ältere. Die frühesten, räumlich noch sehr kleinen Staatenbildungen auf germanischem wie romanischem Boden waren monarchisch oder trugen den Keim zur Entwicklung der Monarchie in sich. Und diese Monarchie hat, durch alle die verschiedenen Wandlungen hindurch, die sie in einer anderthalbtausendjährigen Entwicklung durchgemacht hat, doch die eine Tendenz festgehalten: die der Vergrößerung des Staatsgebietes. Welcher Monarch auch noch der Gegenwart würde nicht den edlen Ehrgeiz haben, seinem Nachfolger das Erbe der Väter nicht bloß innerlich bereichert, nein, auch äußerlich, dem Raume nach, vermehrt zu hinterlassen? Die großen Staatsgebilde des frühen Mittelalters haben dieser Neigung

ihre Entstehen verdankt, obgleich die Kultur dieser Zeit an sich große Reiche als dauernde Grundlagen politischen Daseins noch nicht zuließ. Eben in diesem Punkte aber tritt nun die enge Verührung des Bürgerthumes mit der Monarchie ein. Gegenüber dem außs Enge begrenzten naturalwirthschaftlichen Zustande des früheren Mittelalters, dem nur räumlich kleine Staatengebilde völlig entsprachen, gingen die Absichten des Bürgerthumes von Anfang an außs räumlich Weite: hierher wiesen Handel und Gewerbe, die wirthschaftlichen Daseinsgrundlagen des neuen Standes, sobald er, lebensvoller seit dem elften bis dreizehnten Jahrhundert, emporkam. Dies räumlich Weite aber war auch das Ideal der Monarchie; es ist darum kein Zufall, wenn sich schon in den Kämpfen Kaiser Heinrichs des Vierten gegen Rom und die lokale Abgeschlossenheit der Sachsen und anderer deutschen Stämme die Bürger, zum ersten Male in der politischen Geschichte der Nation erscheinend, alsbald enthusiastisch auf die Seite des Kaisers, auf die Seite der großen Centralgewalt des Reiches schlugen. Das politische Ziel, das das Bürgerthum von Anbeginn ins Auge fassen mußte, das es zu erstreben in seinen großen Zeiten niemals müde geworden ist, ging mindestens auf die wirthschaftliche, womöglich auch auf die politische Zusammenfassung der Nation. Und so gab dieses Bürgerthum erst dem Erweiterungstreben der Monarchie den rechten festen Grund: mehr persönliche Bestrebungen erhielten den Unterbau großer, unabweisbarer und mit der stetigen Kraft von Naturgewalten wirkender Kulturzusammenhänge.

*

Ich kann im knappen Rahmen einer Festsrede nicht verfolgen, wie diese Verbindung von Monarchie und Bürgerthum in England und Frankreich gewirkt hat; selbst für unsere eigene Entwicklung muß ich mich mit Andeutungen begnügen. Genug, daß in Frankreich und England schließlich das Bürgerthum, wie es die tiefere treibende Kraft dieser ganzen Bewegung ist, so sich auch in der Gestaltung der äußeren Thatfachen als solche erwiesen hat; England ist Scheinmonarchie, Frankreich gar schließlich Republik geworden.

Bei uns haben sich die Dinge anders entwickelt. Wir haben im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert einen ersten, außerordentlichen Aufschwung unseres Bürgerthumes erlebt; es war der Fall in einem Zeitalter schon beträchtlicher Schwächung der alten kaiserlich-monarchischen Ider. Dies Bürgerthum ist dann, vornehmlich in Folge der Ablenkung des Welthandels an die atlantischen Küsten nach der Entdeckung der Neuen Welt und in Folge der ungeheuren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, gleichzeitig mit der alten kaiserlichen Monarchie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts

zusammengebrochen; nur in wenigen peripherisch gelegenen Städten, wie Bremen, Hamburg, Frankfurt, Straßburg, Zürich, besteht ein Zusammenhang zwischen dem alten deutschen Bürgerthum und dem modernen. Es war ein Zusammensturz sondergleichen; keine andere europäische Nation hat etwas Ähnliches erlebt; in das bitterste Unglück sah die Nation die einstigen Vortheile ihrer großen mitteleuropäischen Stellung gewandelt.

Damals, in den Zeiten des aufsteigenden politischen Absolutismus, hat die Monarchie auf deutschem Boden die Verdienste erarbeitet, die sich heute in ihrer für Europa unvergleichlich festen Stellung wieder spiegeln. Die Territorialfürsten, nunmehr zur Souverainetät emporsteigend, haben bei allem Flitterglanz, den sie gelegentlich wohl ihrer „Reputation“ schuldig zu sein glaubten, doch fast durchweg, und vor Allem in ihren mächtigsten Vertretern, mit ununterbrochenem Fleiß daran gearbeitet, diese zerschlagene Nation zu trösten und zur Selbstbestimmung und womöglich erneuten Selbstachtung emporzuheben. Und nicht zum Geringsten galten ihre Bestrebungen der Forderung eines neuen Bürgerstandes. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Anfänge eines neuen Bürgerthumes in den ersten drei Generationen nach dem Dreißigjährigen Kriege zum großen Theil als fürstliche Schöpfung bezeichnet.

Aber nun wurde dieses Bürgerthum selbständig. Und wunderbar — und doch nach der Art seiner Entstehung wiederum nicht wunderbar —: zunächst nicht auf seinem eigensten Gebiete. Für das Emporblühen der Kommerzien und Manufakturen hatten die Fürsten gesorgt: hier blieb der Bürger noch bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts von ihnen abhängig und vielfach ein Kostgänger des Staates. Selbständig aber wurde er auf einem ganz anderen Gebiet: dem geistigen. Hier wurde er, wirthschaftlich sorglos und doch nicht äppig gebettet, zum Träger aller hohen geistigen Bestrebungen, deren Pflege nicht allzu reiche materielle Mittel erforderte: zum Träger daher nicht der Kunst, wohl aber der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaft. Durch Aufklärung und Empfindsamkeit, durch Sturm und Drang und Klassizismus, durch Romantik und literarischen und wissenschaftlichen Realismus hindurch wuchs jenes Volk der Denker und Dichter heran, das die Nationen der Welt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bewunderten.

Aber das Bürgerthum, der eigentliche Träger dieser Bewegung, an der auch bald andere Stände theilnahmen, trieb doch nicht nur diesen einen Zweig seiner Entwicklung. Indem es den weitesten Horizont geistigen Lebens beherrschen lernte, gewann es Einfluß auch auf die Feststellung der materiellen Ziele des Staatslebens: die aufgeklärte Monarchie ist schon erfüllt von bürgerlichen Ideen und bezeichnet als solche einen halben Sieg des Bürgerthumes. Und schon begann das Bürgerthum, auch unmittelbar politisch zu denken; die sechziger, siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts

haben bei uns die ersten Anfänge einer nationalen politischen Literatur gesehen. Vor Allem aber: dies Bürgerthum gewann allmählich die eigentliche wirtschaftliche Grundlage seines Berufes zu voller Selbständigkeit. Wie blühte doch schon um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts der Verkehr empor; welchen Umschwung erlebten Industrie und Handel schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts! Und — was die Emanzipation der bürgerlichen Berufe aus dem Gängelbände der fürstlichen Fürsorge bedeutete — diese Berufe stellten jetzt die ihrer Lebensart und ihrem Lebensbedürfnis entsprechenden politischen Forderungen: sie erstrebten die wirtschaftliche und politische Einheit der Nation. So haben offene Köpfe schon im vorigen Jahrhundert von einer Hansa deutscher Fürsten im Sinne des späteren Zollvereines geträumt; so stellten sich die Bürgererbhne des Nordens begeistert dem großen Kampf um die nationale Einheit und Freiheit zu Beginn dieses Jahrhunderts und der größte Sänger dieser untergehlischen Jahre, Körner, war ein Bürgerlicher; so wurde das Bürgerthum zum Träger jener Einheitidee, die ihre Verwirklichung im Jahre 1870 gefunden hat.

Aber — ein glückliches Geschick! — diese Verwirklichung der nationalen Einheit ist nicht eingetreten ohne starke Betheiligung der großen und kleinen monarchischen Gewalten des Vaterlandes; die starke Rolle, welche die Monarchie während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Leben unseres Volkes gespielt hat, ist nicht aufgegeben worden. Es ist das Gebiet, auf dem vor Allem die Verdienste des Fürsten Bismarck liegen. Nicht umsonst war er ein Liebling und Freund der edelsten Fürsten unseres Vaterlandes. Er hat in dem Augenblick, da die Ziele des Bürgerthumes ins Republikanische umzuschlagen drohten, zur Geltung gebracht, was der andere große Faktor unseres historischen Lebens bedeute. Er hat Das zunächst — ein Anderes war nicht möglich — als Preuze gethan und der Weg unserer nationalen Einigung hat durch die harte Prüfung eines Bruderkrieges und, vergessen wir Das nicht, durch einen Vorgang der Verstümmelung des nationalen Körpers im Ausschluß der heute schwer leidenden österreichischen Brüder geführt. Nachdem aber diese Politik des Blutes und Eisens durchgeführt war, hat Bismarck sich den großen nationalen Strömungen, wie sie in dem Verlangen des bürgerlichen Liberalismus nach Einheit gegeben waren, untergeordnet, so weit Das zum Ausgleich gegen das monarchische Prinzip nöthig erschien. Als Preuze wohl noch ist er in den Krieg von 1870 gezogen; als ein immer mehr deutsch werdender Mann kehrte er zurück. Wohl im Jahre 1873 hat er einen Rückblick auf seine politische Laufbahn mit dem bedeutamen Motto versehen: unda fert, nec regitur, die Welle trägt, aber sie läßt sich nicht lenken. Es ist die Anerkennung Dessen, was die in der bürgerlichen Kultur geeinte Nation für die politische Einheit gethan hat; die

Anerkennung Dessen, daß, wie der Fürst es ein anderes Mal angedeutet hat, der Staatsmann wohl, wie ein guter Förster, den Wald schlagen kann, wenn er reif ist, nicht aber sein Wachsthum hervorzurufen oder auch nur zu beschleunigen vermag.

* * *

Warum aber erzähle ich Ihnen dies Alles, meine Herren? Ich denke, die vertiefte Betrachtung einiger wichtigster Strömungen unseres Volkslebens und einiger hervorragender Bedingungen unserer Geschichte hat uns unmittelbar bis in die Gegenwart geführt. Denn diese großen Entwicklungsrichtungen sind in das Reich herübergenommen worden und dauern in ihm, wenn auch unter gewissen Aenderungen, fort. Der monarchische Gedanke hat schon dadurch eine außerordentliche Stärkung erfahren, daß sich die Einheit der Nation in ihm verkörpert; das Bürgerthum hat zunächst in seinem eigentlichen Berufskreise aus der politischen Einheit alle die wirtschaftlichen Konsequenzen gezogen, die in dem außerordentlichen Aufschwung unserer Industrie und unseres Handels zu Tage treten. Ist aber in diesem Aufschwung das Verhältniß beider Faktoren zu einander, vom Standpunkt der nationalen Zukunft aus betrachtet, ein ganz befriedigendes geworden? Hier vor Allem liegt der Punkt, der bei einer ernstlichen Geburtsstagsfeier des Reiches zu eingehendster Ueberlegung auffordert. Sollten die Träger des monarchischen Gedankens sich nicht fragen, ob alle ihre Handlungen danach eingerichtet sind, die großen nationalen Strömungen, wie sie nun einmal einen wesentlich bürgerlichen Charakter haben, zu begünstigen? Und ist die entschieden wirtschaftliche Wendung der bürgerlichen Berufsthätigkeit nicht von einer Unterschätzung der im weitesten Sinne geistigen Seite des Lebens gefolgt gewesen? Hat nicht das öffentliche Leben einen Zug steigender Charakterlosigkeit erhalten, wie er in Byzantinismus nach oben, in Rücksichtslosigkeit nach unten zu Tage tritt? Haben wir uns nicht zu sehr den Denkens entwöhnt, des Denkens auch über unsere eigenen Angelegenheiten? Haben wir nicht nach außen hin zum Theil einen ideenlosen Chauvinismus entwickelt und stehen nicht unsere Anschauungen über die innere Politik jetzt gerade bei national gesinnten Männern in höchst betrübender Weise unter dem Zeichen der Ideenlosigkeit? Ist es nützlich und fördernd, statt eigener Gedanken, stets nur Gedanken des Fürsten Bismarck zu wiederholen und sich damit zum geistigen Sklaven des Mannes zu machen, der, wie jede, so auch diese Sklaverei verachtet haben würde und dessen Ehrfurcht gebietender Gestalt jeder Deutsche sich nur in freier Bewunderung nahen sollte? Das sind Fragen, die sich um Dupende vermehren ließen.

Sie aber, meine Herren, sind vor Allem berufen, die Freiheit des

Denkens, die Ihnen Ihre ungebundene soziale Stellung gewährt und die Ihnen von der Hochschule als ein weit über allem bloßen Wissen stehendes kostbares Gut europäischer Civilisation vermittelt wird, in sich mit reinem Herzen aufzunehmen, zu wahren, zu mehren und hinauszutragen in alle Lande als das Palladium unserer Zukunft gerade in heutigen Zeiten.

Denn diese Zeiten sind nicht leicht; und sie werden noch schwerer dadurch, daß in der äußeren Politik Gefahren drohen, die, weil elementaren Charakters, unvermeidlich sind. Gewiß giebt es hier Lebenszeiten der Nation, die uns fast nur von der Sonne bestrahlt und heiter und glücklich erscheinen können. Unsere letztvergangene gute Zeit wirft uns noch immer reiche Gaben in den Schoß: wie eine Pflanze, die, unter günstigem Himmel zu kräftiger Blüthe entfaltet und zur Frucht gereift, nun ihren Samen in alle Lande streut, so erfüllt unsere wirtschaftliche Entwicklung die Welt und der deutsche Name ertönt seit einigen Jahrzehnten an niemals zuvor aufgesuchten Küsten. Aber daneben sehen wir, wie in einem Nachbarlande die Dinge einer Katastrophe zutreiben, bei der wir nicht. Reichthum, Weisheit, Fortschritt, Selbstvertrauen, und die uns umringelnden Nachbarn handelte. Nun aber ist nicht von diesen die Rede, sondern vielmehr von lieben Freunden und stammverwandten Brüdern. Wie werden diese Dinge enden? Sind wir gerüstet? Ich meine nicht nur: diplomatisch gerüstet. Ist Jeder von uns gerüstet? Sind wir, wenn es noth thun sollte, bereit, einen gesunden Leib und eine kräftige, freie Seele in den Dienst des Vaterlandes zu stellen? . . . Jeder lege sich diese Frage vor und beantworte sie, einerlei, was die Zukunft bringen möge, in energischer Pflächterfüllung und klarer Selbsteinschätzung zu Dem, was er bei äußerster Anspannung der Kräfte sich und seinem Vaterlande sein zu können glaubt.

Das sei die Stimmung, meine Herren, mit der wir den heutigen Tag feiern. Das sei der Ernst, in dem wir uns anschicken zu dem Rufe: Gott segne unser theures Vaterland; er schütze Kaiser und Reich; er schütze seine Fürsten und seine freien Städte!

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Anfänge moderner Kunst.*)

Goethe gab in den „Propyläen“ des Jahres 1801 über die Kunst in Deutschland eine „flüchtige Uebersicht“, in der er mit wenigen Worten den Stand der Leistungen in den verschiedenen Hauptstädten des Schaffens darzustellen bestrbt war. Man kann, bei aller Verehrung für den Großmeister, der gerade damals durch die Propyläen ans Werk herantreten war, der deutschen Kunst einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, sich des Staunens darüber nicht erwehren, wie arm, wie „flüchtig“ diese Uebersicht ist. Sie hat ihm böses Blut von verschiedenen Seiten eingetragen; namentlich von Berlin. Dort schien Goethe der Naturalismus mit der Wirklichkeit- und Nützlichkeitforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am Meisten zu offenbaren. Poesie, sagt er, wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeuge man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf Das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Wen meinte Goethe mit diesen Aussprüchen? Bernhard Rode, Fritsch, Meiß, Darbes, Weitsch und wie die Maler der berliner Akademie alle hießen? Es ist in dem Aufsatz hiervon nichts gesagt. Wohl aber antwortete Einer der Besten, die Berlin besaß, der Bildhauer Gottfried Schadow. Für ihn ist ein Naturalist Der, der eine Kunst treibt, ohne sie von einem Meister (Professor) oder in einer Schule erlernt zu haben. Ein solcher war Daniel Chodowicki, der nach der Weise keiner einzigen Schule zu Werke ging, auch nie einen Lehrmeister hatte. Ob er deshalb aber geringer zu schätzen sei als Andere, die nichts zu sehen und zu arbeiten vermöchten, außer durch die Brille irgend eines Meisters oder einer Schule, sei noch nicht ausgemacht. Schadow freute sich der Arbeit, die treu und ehrlich nach einem vorliegenden Muster abgebildet sei; daß jedes Kunstwerk in Berlin behandelt werde wie ein Portrait oder Konterfei; er freute sich des charakteristischen Kunstsinnes, wenn auch dieser in den Propyläen auf die niedrigste Stufe gestellt werde: er sei der einzige, durch den wir Deutsche dahin kommen, Kunstwerke hervorzubringen, in denen man uns selbst sehe. Anstatt zu geben und auszubilden, was in

*) Ein Fragment aus dem Werk „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ von Cornelius Gurlitt, das, als zweiter Band des Sammelwerkes „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“, in der zweiten Februarhälfte im Verlag von Georg Bondi in Berlin erscheinen soll.

uns ist, quälen wir uns, hervorzubringen, was dem von Fremden Gemachten ähnlich sei. Man begründe die Kunst nicht auf die Verhältnisse im Bau des Körpers, sondern auf das liebe Gefühl; man strebe im Kunstwerk nach Endreimen, indem man über dem Weichen, Fleischigen, Punktirten, Geschabten, Vertriebenen, Malerischen und dem eleganten Vortrag die wahre Gestalt, Charakteristik und Form der Dinge vergesse. Wer richtig und treu nachmache, sei auf dem rechten Wege der Schönheit. Um den uns bekannten lebenden Menschen darzustellen, getreu, als einen Spiegel der Natur, bedürfe es eines unbeschreiblich richtigen Auges, einer geübten Hand, eines ehrlichen, treuen Sinnes, bestimmten handwerklichen Wissens. Nichts sei geeigneter, einen jungen Künstler irrezuführen, als erträumte und vermeintliche Vollkommenheit. Hinsichtlich der Landschaft sagt Schadow, in der Natur gebe es keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, und wer einen Baum abbilde, müsse sagen können, welcher Art er sei. Die alten Holländer, obgleich sie lange in Italien studirten, hätten sich durch die „Poussinaden“ nicht irr machen lassen und daher schätzten sie die Italiener noch heute; nur durch treue Nachahmung der Natur lasse sich etwas Eigenthümliches schaffen. Das Allgemein-Menschliche liege eben im Vaterländischen: gerade die Statuen der Alten hätten ihre bestimmte Physiognomie, ihre Verhältnisse, ihre Merkmale. Aber die Köpfe, Hände, Füße des Pietro da Cortona und seiner Schule, also der Barockmeister, wie jene des Berliner's Rode und des Leipziger's Defex, müssen wie die Gesichter unserer Schauspieler zu jeder Rolle herhalten. Befähigen wir nur die Geschicklichkeit, Vaterländisches, Eigenes darzustellen, wie unsere Altväter, so würden wir eine Schule haben, der fremde Völker ihre Sammlungen bijnäeten. Die Geschicklichkeit, die Art und Weise fremder Meister nachzuahmen, hätte uns diese nicht erschlossen. Homeride zu sein, auch nur als Ixter, ist schön, habe Goethe gesagt: „Homeride sein wollen“, sagt Schadow, „wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!“

Die beiden Aufsätze erweckten vor hundert Jahren Aufsehen: sie könnten heute geschrieben werden. Nur wäre Das, was Goethe als der Vertreter einer kommenden Kunst sagte, heute den Vertretern der älteren Richtung un- gefallen. Und Schadow, der damals freilich auch erst achtunddreißig Jahre alt war, vertrat die Alten, die Absterbenden, eine endende Kunst. Man hat ihn lange Zeit fast ganz über Thorwaldsen und Rauch vergessen.

Die beiden Gegner haben den Kampf des Jahrhunderts gekennzeichnet, obgleich das später so oft verwendete Wort Idealismus in den beiden Aufsätzen nicht vorkommt. Sein Gegenspiel, der Naturalismus, erscheint dafür. Und es ist durchaus bezeichnend, daß Goethe und Schadow einander nicht verstanden, als sie das Wort verwendeten, daß Jeder etwas Anderes darunter

verstand. Denn Goethe meinte doch sicher unter Naturalismus, wie er selbst sagt, eine Kunst, welche die Wirklichkeit und Nützlichkeit zu ihrer Forderung mache, nicht die von einem ungeschulten Künstler hervorgebrachte, von einem solchen, der nur aus seiner Natur herausgeschaffe. Dies Mißverstehen ist ein zweites Merkmal unseres Jahrhunderts, trotz seiner philosophischen Schulung. Wer heute über Idealismus, Realismus, Naturalismus spricht, thut immer noch gut, zuvor sich darüber zu erklären, was er denn eigentlich unter den armen, zu Tode gemarterten Fremdwörtern verstehe.

Goethe als Kämpfer für das Allgemeingültige! Wie herrlich hatte er sich ein Menschenleben früher ganz in Schadows Sinn geäußert: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja, oft wahrer und größer als die schöne selbst . . . Laßt die Bildnerei des Wilden aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltungsverhältniß zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun ist die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden: sie ist ganz und lebendig!“ Auch damals, auf seinen Aussatz über das Münster zu Strassburg, hatte ihn ein Künstler von Namen, ein bewährter Lehrer, der dresdener Akademieprofessor Friedrich August Krubsacius, geantwortet. Wie er den „witzigen Schwäger“ von oben herab behandelt, nach den neuesten Untersuchungen über die Baugeschichte der Irthümer überführt! Da seiß am Besten, wenn man allen Unterricht, alle Grundsätze und Regeln in den Künsten verwerfe, denn so könne man ohne viel Studiren, wenn man nur Mutterwitz habe, mit leichter Mühe bei allen Unwissenden ein großes Genie heißen. Wenn Goethe mit seiner Begeisterung für charakteristische Kunst sagen wollte, ein jeglicher Künstler müsse fähigen Geistes sein zu seiner Kunst, oder, was das Selbe ist, er müsse Genie dazu haben, so hat er damit etwas sehr Gemeines und Altes gesagt; und was konnte er sonst damit sagen wollen? Sie verstanden einander nicht, die beiden Kämpfer, aber sie hätten einander dreißig Jahre später verstanden; denn inzwischen war Goethe den Weg gezogen, den die deutsche Völkerwanderung seit den Tagen der Cimbern und Teutonen breitgetreten hatte, über die Alpen. Er hatte das Ziel erreicht: Rom!

Er, der große Heide, war in die Hauptstadt der Päpste gewandert, um eine tiefe Herzenssehnsucht zu befriedigen, eine scheinbar unauslöschliche in deutscher Brust. Sie Alle sind nach Rom gezogen, die Fürsten und die Völker, die der alten Kirche Gläubigen und deren Gegner. Goethe zog dahin als Schüler Defers, des Malers, als Schüler Winckelmanns, des Kunstgelehrten; nachdem es ihm die Gewalt der Antike, zuerst in der mann-

heimer Sammlung von Gipsabgüssen, angethan hatte, nachdem seine Sehnsucht nach Form, nach sinnlich-ästhetischer Kultur, nach einem über das Charakteristische gestellten Gleichmaß unwiderstehlich geworden war, ein Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen ihn gepackt hatte. Und all das Sehnen sollte Italien, sollte Rom befriedigen. Auch hierin ist Goethe der echte Sohn seines Volkes. Tausende sehen in seinem Wandel einen Sieg, Tausende einen Niedergang. Er hatte des Volkes Tugenden und Fehler, seine Neigungen und seine Schwächen. Denn ein großer Theil deutscher Kunstgeschichte auch im neunzehnten Jahrhundert hat sich in Rom abgespielt. Die Verjünger deutschen Schaffens zogen fast alle dorthin: Carstens, Cornelius, Overbeck; die Landschaftler, die Bildhauer; Feuerbach, Bocklin, Klingler und so Viele, Viele mehr.

Es ist daher wohl gut, den Boden zu untersuchen, nach dem sie Alle strebten, in den das deutsche Volk so unermesslich reiche Saat streute. Nicht darauf, welche Fülle von Frucht dort aufgespeichert ist, sondern darauf, inwiefern die Frucht diesem Boden selbst entsproß. Ich spreche hier nicht vom alten Rom, weder von jenem der Konsuln und Caesaren, des Augustus und des Konstantin, noch jenem frühesten christlicher Staats- und Kirchenherrschaft. Längst haben uns die Archäologen darüber belehrt, daß jene Kunst, die ein Winkelmann vor Allem dort suchte, die Bildnerei, in Rom nur zu Gast war, daß die Römer wohl Bildsäulen, aber keine Bildnerei besaßen. Schon zur Zeit Goethes wußte man, daß Rom nur den Abglanz von Athen darstelle. Das aber ist noch meines Wissens nicht recht hervorgehoben worden, daß in den langen Jahrhunderten seit dem Erwachen der Nationen, in welchen der katholischen Kirche in allen christlichen Ländern vom Kunstfever der Völker, von dem Drange zu werktätig opfernder Verehrung, von dem Streben, durch gute Werke die Seligkeit zu erwerben, ungezählte herrliche Kirchen gebaut wurden, Rom fast allein diesem Beispiel nicht folgte. Draußen im fernsten Städtchen eine romanische, eine gothische Kirche, ein mehr oder minder reiches Stift, ein Anspannen der oft bescheidenen Kräfte, um das Größte der Kirche darzubieten, sich selbst und seine Mittel hinzugeben zur Ehre Gottes: im gewaltigen, die Geister der Welt beherrschenden Rom kaum ein paar Ansätze zu ähnlichem Thun. Rom hat keine romanische, kaum eine gothische Kirche von Bedeutung, seine Kunstthätigkeit steht tief unter der der meisten Bischofsstädte in Italien, in Frankreich, England, Deutschland. Wohl entstand Dies oder Jenes, wohl änderte man hier oder dort: aber wo im mittelalterlichen Rom ist der Bau, der sich mit den großen Stiftskirchen der deutschen Kaiser und Fürsten, der französischen und englischen Herren, der Bischöfe und Klöster im Norden wie im Süden messen könnte?

Auf Jahrhunderte, in denen Rom eine der niedersten Rollen im

Kunstleben der Kirche einnahm, folgte die Renaissance, die mit einem Schläge Rom zu dessen Mittelpunkt machte. Aber man schaue genau zu: rasch entwickelte sich in den italienischen Städten die Kunst, sobald ihr Gelegenheit zur Bethätigung geboten war. Wie plötzlich tritt Florenz im vierzehnten, Venedig im fünfzehnten, Bologna im sechzehnten, Neapel im siebenzehnten Jahrhundert hervor, eigene Schulen gründend. Aus dem frisch gepflügten Boden schießen die jungen Sproßlinge auf, stürmisch sich drängend, sich schiebend zur Vollenbung der Eigenart, vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Schüler die Art übertragend. Der einmal von der Kunst befruchtete Boden wird wohl gelegentlich matter, fauler im Tragen; aber er mahrt sich seine bildende Fähigkeit durch Jahrhunderte; er bringt immer wieder Talente hervor, bis die Zeit anbricht, einen neuen großen Frühling ergrünen zu lassen. In Rom aber ist noch nie ein Künstler geboren worden. Das bemerkte schon mit Staunen Winkelmann. „In geborenen Römern“, sagt er, „wo das Gefühl vor anderen zeitiger und reifer werden könnte, bleibt es in der Erziehung stummlos und bildet sich nicht: was wir täglich vor Augen haben, pflegt kein Verlangen zu erwecken.“ Ausnahmen bestätigen die Regel. So ist Römer Giulio Romano, so Sacchi, so sind es einige Barockarchitekten, die freilich meist aus lombardischen Familien stammen. Giulio Romano ist der Totengräber der Kunst Rafaels. Man muß seine Bilder in Mantua gesehen haben, um zu erkennen, was für ein Knote er seiner innersten Natur nach war. Sacchi ist ein braver, ernster Mann, ein Mann der Schule, — und so die anderen Künstler. Rom hat aber nicht einen Kopf geboren, in dem ein selbständiger künstlerischer Gedanke schlummerte. So viel Kunst in Rom gemacht wurde, so ist sie doch nie römische Kunst geworden.

Man hat ihr in der blinden Verehrung für die ewige Stadt daraus ein Verdienst ableiten wollen. Rom zwinge jeden Künstler, für die Welt zu schaffen, weil es eine Weltstadt sei, Mittelpunkt eines geistigen Weltreiches. Wie die Kirche nicht römisch, nicht italienisch, sondern allgemein sei, so müsse es auch die Kunst ihrer Hauptstadt sein. Michelangelo hat wohl schwerlich so gedacht. Er war Florentiner und blieb es, als er auf das Geheiß des Papstes zornschraubend die sixtinische Kapelle malte. Rafael trug seine urbinatische, in Florenz gereifte Weise nach Rom, als ein im Wesentlichen Fertiges. Das, was Rom bot, ist die Regel, das Gesetz der Kunst; Das, was es forderte, ist der Inhalt. Ein Beispiel: die Kirche forderte von Rafael die Schule von Athen. Das ist ein Vorwurf, den ein Maler von so hohem malerischen Sinn nie sich selbst gewählt hätte. Er sollte zahlreiche Menschen, die er nicht kannte, nie gesehen hatte, sich im Geist bilden und sie so darstellen, daß ein Anderer herausfinden könne, wer gemeint sei. Das ist dem Inhalt nach eine der ödesten, trostlosesten Charaktermalereien, die es geben

kann, so großartig das eigentlich Künstlerische am Bilde trotzdem wurde. Die neueste Kunstgelehrsamkeit hat festgestellt, daß die beiden Hauptgestalten Plato und Aristoteles sein sollen; früher hielt man sie, wer weiß, ob nicht mit Recht, für Petrus und Paulus. Also selbst an den beiden Hauptgestalten ist Rafael in dem Streben, für nur geschichtlich bekannte Menschen erkennbare Gestalt zu schaffen, völlig gescheitert. Der Beweis ist geliefert, daß es ganz unmöglich ist, aus den Gesichtszügen oder aus der Haltung der beiden Männer zu erkennen, ob sie Christi oder Sokrates Lehre anhängen. Das ist, was die Kirche vom Maler forderte, Das ist, was Rom im Tridentiner Konzil und später immer wieder aufs Neue aussprach: der Gegenstand macht die Kunst; sie ist gut als Erklärer der Heilswahrheit; sie soll die Lehre der Kirche anschaulich machen; sie soll Thatfachen erkennbar werden lassen. Gerade an dieser Aufgabe scheiterte in Rom regelmäßig die Kunst: sie hat für die Menschen, die sie ohne Weiteres erkennbar machen sollte, typische Formen zu finden, ihnen typische Bewegungen, typische Kleider, Geräthe zu geben, sie in bestimmten Lebenslagen zu schildern. Damit zwingt die Kirche die Kunst in ein Netz von Gesetzen hinein, von Gesetzen, die sie fast immer nach kurzer Zeit einschnüren, ausdornen, vernichten. Es ist kein Zufall, daß Rom nie Kunst erzeugte, obgleich wohl keine Stadt der Welt seit der Zeit der Renaissance so viel Kunst auffog.

Diese sphynxartige Kraft des Sagens hat Rom sich durch alle Zeiten gewahrt. Wohl haben verschiedene Künstler in Rom Schule gemacht. Daß kein Römer unter ihnen ist, versteht sich von selbst, da es keinen römischen Künstler giebt. Aber wie viel vornehmer gestaltet sich die Malerei nach Rafaels Tode in Florenz als in Rom, wie viel mehr Menschenthum, Selbstkraft ist in den Baroccio, Bassari, Giovanni da Bologna als im Cavaliere d'Arpino und seiner Schaar kunstfertiger Schüler! Der zweite Anlauf gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Caracci, Reni, Albani, dann weiter Ribera, Rosa, — sie kommen Alle nach Rom als fertige Künstler, schaffen hier, lehren hier. Aber Keiner wird innerlich reicher, Jeder giebt von dem Seinen ab, schiebt wohl aus der Stadt der Dürre, der nervenverzehrenden Unruhe. Die großen Wandlungen im siebzehnten Jahrhundert: Bernini, Borromini, Cortoni, Giordano, Solimena, Ferrata: kein Römer unter ihnen. Man klammert sich wohl in der blöden Verehrung Roms an Einzelne, man preist den „stolzen Römer Soria“, einen Barockarchitekten. Er hieß Schur und war Tiroler, wie es Pozzo war, den man so lange als typische Erscheinung der Barockarchitektur der römischen Reform feierte. Es giebt keine erschrecklichere geistige oder doch künstlerische Dede als unter dem römischen Volk: es sieht ringsum Paläste bauen, Denkmale aufrichten, Bilder malen, Gewerbe ausblühen; aber keine Hand regt sich, mitzuthun am großen Werke.

Der alte Sinn der weltberaubenden, weltberaubenden Kaiserstadt blieb wach. Bei aller Bettelhafteigkeit eigener Leistung der Hochmuth, die Arbeit zu verschmähen, um von den in Verehrung gereichten Almosen Anderer zu leben.

Und sie lieferten ohne Unterbrechen ihre besten Kräfte, diese Anderen. Seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts warfen die Niederländer ihre nationale Art weg, zogen nach Rom, um zu lernen, sie, die Ersten, die dem Gedanken huldigten, daß hohe Kunst Anderer bessere Lehre biete als die eigene Natur. Die Scovel, Lombard, Floris, und wie sie Alle heißen, kamen als gefeierte Meister heim, sicher im Zeichnen und Malen, voll Gesetz und Regel, voll guter Lehre und Selbstgefühl, aber innerlich gebrochen, ohne Halt, ohne Kraft, selbst zu sehen, selbst sich zu fördern, vergiftet von Rom und seiner unpersönlichen Art, von seinem verallgemeinernden, unkünstlerischen Zuge.

... Was Rom einem Deutschen Gutes bieten konnte, Das hat es an Windelmann gethan. Die Fahrt nach der ewigen Stadt brachte ihn aus dem Kreise seines Lehrers, des Malers Deser, in jenen der echten Antike. Welch wunderbares Treiben in Dresden! Diese Sehnsucht nach dem Alten, dieses Leben in den Alten, wie es aus Windelmanns krauser Erstlingschrift, den Gedanken über die Nachahmung der antiken Kunstwerke, hervorleuchtet. Es ist gut, diese einmal wieder durchzugehen, in aller Herzeneinfalt, wie man ein Buch eben liest, das Einem der Zufall in die Hände spielt, vergessend alle gelehrten Erklärungen. Das zunächst die Modernen Verblüffende ist die Kenntniß, die Belesenheit in den alten Schriftstellern. Hat man mehr Arbeiten dieser Art eingesehen, so merkt man, daß auch hier mit Wasser gekocht wurde, daß die Hilfsmittel vielseitig waren: die Wissenschaft hat dem „Antiquarius“ vorgearbeitet, wie etwa dem Theologen beim Suchen passender Bibelstellen. Aber bleiben wir bei der Bewunderung: ihr steht ein wahres Erschrecken entgegen über den geringen Umfang Dessen, was die Schriftsteller selbst an Kunst mit Aufmerksamkeit gesehen hatten. Windelmann folgt in Allem Desers Anschauung. Er schaut sich nicht die Bilder der dresdener Galerie, nicht die Deckenmalereien in den sächsischen Schlössern an, sondern er redet auch modernen Bildern gegenüber viel lieber von Sachen, die er nicht kennt, über Rubens' Galerie im Luxembourg-Palais, Grans Deckenmalereien in Wien, Le Moines und Lebruns geschichtliche Bilder. Er war Bibliothekar an der bünauschen Bibliothek, deren Bestand jetzt noch aus dem der dresdener öffentlichen Bibliothek durch den Einband erkennbar ist. Ich konnte ihm daher nachgehen, welche Bücher er las, welche aber nicht, obgleich er sie wohl alle einmal in der Hand hatte. Die Belesenheit endet dort, wo die Vorarbeit für den „Antiquarius“ endete. Was er an Meinungen der großen Bildner und Maler der Renaissance zusammenträgt, ist herzlich armsüßig. Und doch steht es ihm über Dem, was er wirklich an Kunst sehen konnte

und was er als gesehen erwähnt. Niemals führte ihn Dies zum Verweilen, zum Vertiefen. In seinem ganzen Denken tief im Barock befangen, voll von Streben nach Allegorie, nach ausgeklügelten Dingen, noch ohne jede Sinnlichkeit des Schauens, ist bei ihm nicht das Gesehene, sondern das Gehörte und Gelesene allein Kern und Grund des Denkens und Schreibens. Was Aristoteles oder Cicero, Plinius oder Pausanias gesagt hat, Das giebt der Auseinandersetzung Inhalt und Beweis: Winkelmann spricht viel von Bernini und seiner Schule. Er wußte sicher, daß in Dresden Werke dieser Art stehen: er redet aber auch hier nur darüber, was Dieser und Jener über den Meister sagte. Das erweist sich auch hier als das Bezeichnende der klassischen Kunstkritik, daß sie von der Gelehrsamkeit ausging, laß, nicht sah. Der ganze Zug ihres Denkens führte sie von Dem fort, was sie umgab: Das war nicht aus ihrer Zeit, sie lebten ja in einem vergangenen Jahrtausend. Aus diesem heraus wollten sie jenes belehren: wenn die Schätze der Gelehrsamkeit der Kunst zuflößen, so könnte die Zeit erscheinen, daß der Maler eine Ode eben so gut wie eine Tragoedie schildern könnte. Man lese nach, was Winkelmann unter diesem Wunsche, die Künstler zu bilden, empfahl; wie er sie durch Regeln und Beispiele belehren wollte; was er noch in Rom als den besten Weg zur Betrachtung der Kunstwerke anpries, jetzt, seit er mit Eifer selbst dieser oblag.

Die spätere klassizistische Zeit hat sich ihren Winkelmann zurechtgebaut, wie sie ihn sich wünschte. Ich glaube, daß man dem Mann gerechter würde, wenn man ihn nicht als Anfang einer neuen Zeit, sondern als Ende einer alten betrachtete, als Sohn des klassizistisch gewordenen Barock, als Jünger seines Lehrers Deser, des Deser, der auch Goethe die Anfänge der Kunst oder doch die Anfangsgründe lehrte. Winkelmann blieb seiner Lehre das ganze Leben hindurch treu, so sehr er sich im Schauen und Erkennen des Einfachen vertiefte. Aber im Urtheil hat er sich stets als Enkel des Barock erwiesen, er, dem alle Italiener der vor-rafaelischen Zeit gleichsam schwindfüchtig erscheinen, der den Heiligen Andreas im Gesü zu Rom für ein ausgezeichnetes Werk jenes äußeren Sinnes der Bildhauer erklärt, der fertig, zart und bildlich sein müsse, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind. Gerade in diesem Ausspruch erweist er sich als echter Berninischüler, trotz der wachsenden Abneigung gegen dessen Bildwerke. Nicht minder darin, daß er die Sixtinische Madonna als nicht von Rafaels bester Manier erklärte; wenn sie von dessen Zeichnung auch einen Begriff geben könne, so bleibe sie doch mangelhaft im Kolorit; war sie doch zu wenig von der sanften Tönung des Correggio. Barock ist Winkelmann, indem er an St. Peter auch die Schauffeite als den Inbegriff der Schönheit in der Baukunst feiert und sich mit der jetzt so verhöhnten Verlängerung des Langhauses mit der Berufung auf eine vitruvianische

Regel abfindet; endlich darin, daß er die Allegorie die Sprache der Künstler nannte, die diesem ermöglicht, ohne Beifügung von Schrift seine Gedanken auszudrücken. Damit meinte er aber nicht Das, was heute meist unter Allegorie verstanden wird, nämlich die Darstellung eines Abstrakten durch eine menschliche Gestalt. Er war zwar der Meinung, daß die allgemeinen Begriffe der Tugenden oder Laster nicht gebildet werden können. Aber er ging doch daran, ein Wörterbuch der Allegorie herzustellen, in dem gelehrt wird, wie man alte Allegorien neu verwenden, aus den Sitten der Alten oder aus deren Geschichte neue erfinden kann. Damit glaubte er, der Kunst eine größere Tiefe, eine neue Zukunft und einen wahren Inhalt zu geben. Das ist der Windelmann, den man gut thut, jenem mit Recht so oft geschilderten, feinsinnigen und vor den Antiken thatsächlich zur künstlerischen Empfindung gelangten, aus seinem Gelehrtenthum herausgewachsenen Halbgott der modernen Archäologen gegenüberzustellen, will man die Zeit und in ihr den Mann verstehen.

Wenn aber Windelmann durch Gelehrsamkeit die Künstler in ihrem Schaffen stärken wollte, wenn er selbst in seiner herrlichen Schilderung des Torso des Belvedere immer doch nach einer historischen Erklärung jeder Muskel, nach deren in den alten Quellen überlieferten That sucht, um dem großen künstlerischen Empfinden die Unterlage an „Wiß und Nachdenken“ zu sichern, die ihm als Vorbedingung äußeren Schönheitsinnes nöthig schien, so war er wieder hiermit kein Neuerer, sondern der Sohn seiner Zeit. Schon seit Jahrhunderten suchten die Gelehrten den Künstlern die Stoffe zu bestimmen, deren Werke nach dem stofflichen Inhalt zu bewerthen. Auch die Kirche hatte Das seit Jahrhunderten gethan, sowohl die katholische als die von ihr hierin völlig abhängige protestantische.

Vielleicht sind Andere, Sachkundigere, Gelehrtere glücklicher als ich: bisher habe ich noch nicht die Stelle bei einem katholischen Kirchenlehrer vergangener Jahrhunderte gefunden, welche die Forderung ausspricht, die kirchliche Kunst solle von den Gläubigen, solle von der Kirche selbst gepflegt werden. Selbst in den Tagen des Bilderstreites handelte es sich bei der Erörterung nur darum, inwieweit die Anbetung der Bilder gestattet sei. Das Bild ist heilig, insofern es an heilige Personen und Gegenstände erinnert, zu diesen hinleitet, an diese mahnt. Nicht das Bild an sich wird verehrt, sondern Das, was es vergegenwärtigt. Ob es Dies nun gut oder schlecht, künstlerisch oder unkünstlerisch thue, ist und war der Kirche in der Theorie völlig gleichgiltig. Die Holzpuppe in buntem Rodeslitter kann nach ihrer Anschauung eben so erbaulich auf den Menschen wirken wie das größte Kunstwerk. Sie kann unter Umständen Wunder thun, jenes vielleicht nicht. Ich weiß nicht, ob es ein wunderthätiges Bild giebt, das zugleich als hervorragendes Kunstwerk bekannt sei: erinnerlich ist mir keins. Ja, denkt man die

Gedanken weiter, so steht die Puppe mit Recht höher in der erbaulichen Wirkung. Denn das Bild ist das Fenster, durch das der innerlich erleuchtete Gläubige in die Welt realer Seligkeiten schaut, in eine Welt vollkommenen Daseins. Je weniger das Fenster selbst das Auge fesselt, desto reiner kann der innere Blick durch dieses hindurch die Ewigkeiten sehen. Die griechische Kirche hat so Unrecht nicht, wenn sie den Malern kurzweg Neuerungen, Willkür verbietet und allem Realismus zum Troß festhält am uralten heiligen Typus, der aus einem idealistischen Bilde ein meist bewußt häßliches Symbol geworden ist. Denn die künstlerische Schönheit fordert für sich Aufmerksamkeit, sie zieht mit dem Auge die Gedanken auf das schöne Menschenwerk und lenkt ab von der reinen Vertiefung in den Gottgedanken. Es ist mithin zum Mindesten kein Zufall, keine Barbarei, daß die Kirche in der Kunst eine Gefahr sah; daß sie diese nur dort dulden wollte, wo sie zur Erläuterung der Heilswahrheiten diene; und daß die strengen protestantischen Gemeinden, die Gemeinden des allgemeinen Priesterthumes, sich die Kunst ängstlich vom Halse hielten, das Kreuz aus zwei Hölzern dem Bilde des Gekreuzigten vorzogen, — selbst dort, wo die Kunst das eigentliche geistige Ausdrucksmittel des Volkes war: der große Ruysdael war Maler und doch auch Renonnit, darin liegt vielleicht die Wurzel seines traurigen Endens in Armuth und Noth. So revolutionär Jean Jacques Rousseau in der Ablehnung der Civilisation und mit ihr auch der Kunst erscheint, so sehr bleibt doch auch er im Gedankenkreis der Kirche. Es ist ja etwas Asketisches in dem ganzen Denken des zum katholischen Geistlichen Erzogenen. Die Reize, die Freuden, der Genuß an der Kunst erscheint ihm das Bedenkliche, Verlockende und daher auf Abwege Führende. Die Tugend erhält durch sie einen Beisatz von Schwäche, das Laster einen solchen von Liebenswürdigkeit. Er verurtheilt zwar nur die Kunstübung seiner Zeit, aber in seinen gesellschaftlichen Plänen ist kein Raum für eine neue Kunst.

So war also ein in künstlerischem Denken der Zeit feststehender Punkt der: der Inhalt bestimmt den letzten Werth des Schaffens. Die überaus hohe Schätzung des Kunstbesizers und Kenners in dieser Zeit, Dessen, der dem Künstler den Auftrag und damit zugleich den Inhalt gab, hängt eng hiermit zusammen. Die Kirchenmalerei des ganzen sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts war sodlich bestellt und litt unter der von außen aufgezwungenen Stoffangabe. Nicht aus Eigenem allein wählten die Maler die graufigen Märtyrergeschichten: der Besteller forderte sie als Darstellungen der Wahrheiten, die in der Predigt benutzt wurden, um die hart gewordenen Seelen durch Grausen zu erschüttern. Man schrieb Lehrbücher des Darstellenswerthen nieder und warnte die Künstler vor Absprüngen von diesen. Die spanische Inquisition ernannte Künstler zu Wächtern über die

inhaltliche Wahrheit. Es ist eine der Ungerechtigkeiten unserer Zeit, daß man diese Versuche, die Heiligengeschichte kunstinhaltslich festzulegen, als eine Lächerlichkeit brandmarkt und über das 1788 von der berliner Akademie herausgegebene Wörterbuch der Allegorie oder über jenes Winkelmanns den Mantel archäologischer Liebe breitet. Dies Werk ist ein eben so großes Stück des Gefeierten wie sein dem modernen verwandteres Kunstverständnis. Es ist fast mehr sein Theil, während an jenem Dieser ein wesentliches Anrecht hat. Und es ist nicht geistreicher, in antiken Werken nach einem Vorwurf zu suchen, wie die „Richtigkeit“ oder das „unbelohnte Verdienst“ darzustellen sei, als festzustellen, welche Beziehungen die einzelnen Heiligen zu einander haben. Beide Versuche, durch Gelehrsamkeit der Kunst auf die Beine zu helfen, sind gleicher Auffassung, gleichem Gedankeninhalt entsprungen, für die Kunst gleichwerthig. Man that Unrecht, über den Spanier Pacheco zu höhnen, weil er für die kirchliche Kunst Das suchte, was Winkelmann für die antikisirende erstrebte: Einordnung in die Wissenschaft!

Die Gelehrsamkeit war erstarrt, sie war jetzt zu einem gefährlichen Nachbarn für die Kunst geworden. Die Italiener hatten von den Zeiten Albertis an Gelehrsamkeit gefordert, jenes Alberti, der, meines Ermessens weit über Gebühr gefeiert, einer der Ersten war, die der Kunst durch das Wissen Zwang anthun wollten. Äußere Umstände begünstigten dieses Bestreben. Wurde doch an vielen Orten die Kunst für Handwerk, die Wissenschaft für „freie Kunst“ gehalten. Die Künstler wollten beweisen, daß auch sie studiren, denken müssen. Sie glaubten, es am Besten zu thun, indem sie sich als halbe Gelehrte gaben. In Spanien leitete dieser Kampf den großen Kunstaußschwung ein, dort wurde die Wissenschaftlichkeit der Kunst kurz vor der Blüthezeit des so rein künstlerischen Velazquez mit den stärksten Worten betont. Die Franzosen hatten den Gedanken fortgebildet. Der Künstler soll wahr sein, nur das Wahre ist schön: Das war ein unumstößig feststehender Satz. Aber die Wahrheit soll keine äußerliche, sondern muß eine dem Gedanken des Bildes gemäße sein. Ein wahres Bild wird dadurch in dem Auge des „Kunsttrichters“ sehr leicht ein solches, das eine wahre Thatsache darstellt. Die französischen Kritiker, wie Felibien, sehen sich daher die Bilder immer erst vom Standpunkt des Gelehrten an, ob nicht Fehler in der Kleidung der handelnden Personen, im Thatsächlichen sich finden. Erst der wohlunterrichtete Künstler ist befähigt, Anspruch auf schönheitliche Würdigung der Nebenbinge, des „Kolorits“, der „Komposition“ und Vergleichen zu fordern. Der bigotte Hof Ludwigs des vierzehnten stimmte durchaus mit der Kirche über die wahren Werthe in der Kunst überein.

Die klassische Kunstbetrachtung blieb also nur im Fahrwasser des Barock und Rokoko, wenn sie die Forderung nach Inhalt stellte. Sie er-

weiterte nur das Gebiet, indem sie stärker die Antike betonte. Lairesse stellte den Ovid, Graf Caylus den Homer neben die Bibel und neben die Legende; sie verlangten vom Maler, er solle dort seine Stoffe suchen. Man maß aber auch hier den Bildwerth an der Richtigkeit der Wiedergabe des Dichters. Auch Lessing meint noch, ein Maler, der nach der Beschreibung des englischen Dichters Thomson eine schöne Landschaft darstelle, habe mehr gethan als einer, der sie gerade von der Natur kopire, denn Dieser sieht sein Urbild vor sich, Jener muß seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubt. Das sagt Lessing, obgleich er erkannt hat, daß die Forderung an den Beschauer, die Bücher zu kennen, welche der Künstler benutzte, unberechtigt sei; daß man diesem sein Vergnügen durch Gelehrsamkeit nicht saurer machen solle. Ob er wohl gemeint hat, Der, der Thomson nicht las, werde noch dessen Gedicht aus der Landschaft heraussehen?

Man hat so lange sich bemüht, nachzuweisen, daß die große Zeit der deutschen Literatur ästhetische Wahrheiten neu geboren habe, und glaubte, Das am Besten zu thun, indem man die Vorgänger jener Zeit herabsetzte oder vernachlässigte. Es ist gut, auch zu erweisen, daß Das, was uns als Irrthum erscheint, an Winkelmanns, an Lessings Lehre überkommene Weisheit war. Das Malen „nach Thomson“ wird wohl Niemand mehr empfehlen. Der Gedanke stammt wie der Dichter aus England. Lessing, der den Maler vom Reden und den Dichter vom Malen abhalten wollte, beabsichtigte, die bedeutendsten unter den malenden Dichtern Englands in sein Fach zu verweisen. Das sind Anschauungen, fechterische Spitzen, die aus einem durchaus unkünstlerischen Sinn hervorquellen, einem solchen, der im Bilde nur das schriftstellerisch Faßbare sah und suchte.

Die niederländische Kunst war dagegen vorwiegend oder gar rein künstlerisch gewesen. Der Gegenstand, der Inhalt war nichts, die Darstellungsform, die Schärfe der Erkenntniß und der Darstellung des Eigenartigen Alles. Das ging, so lange die „Bildung“ in den Niederlanden gering war. Das heißt, so lange es ein Volk in den Niederlanden gab, eine in Glauben und Denken, Reden und Bilden, Sitten und Gewohnheiten einheitliche, nah aneinander gerückte Menge von einem dem mittleren Leben nicht zu entlegenen Zustande jedes einzelnen Mitgliedes. Es war diese rein künstlerische Kunst nicht oder doch nicht gleich gut im benachbarten katholischen und vornehmen Antwerpen wie im protestantischen und bürgerlichen Leyden oder Haerlem. Denn dort fehlten Hof und Kirche, die Umformung der Geister von außen her, Das eben, was man „Bildung“ des Volkes nennt. Die Ausbildung, Umbildung, Fremdbildung führte hier eine Trennung der Stände herbei. In Holland vollzog sie sich später durch die Macht des Geldes, des Handels, des Gewerbes und der klassischen Gelehrsamkeit. Auch

hier kam zur Trennung zwischen oben und unten. Franz Hals hatten noch Alle verstanden. Rembrandts Volksthümlichkeit verlernte man in dessen späteren Jahren. Die Gebildeten wollten nicht nur ein gutes Bild haben, sondern ein solches, das sowohl ihrem ängstlich bewahrten besseren Wesen als auch dem Ziel ihrer mit so viel Fleiß betriebenen Studien entsprach. Die vornehmen Gentremaler Dow, Micris kamen auf und mit ihnen die Darsteller edlerer Gegenstände. Man hatte es genug, wie Gerard de Lairesse sagt, Bettler, Bordelle, Kneipen, Tabakraucher, Spielleute und beschmutzte Kinder auf dem Nachstuhl gemalt zu sehen: der durch Bildung geläuterte Geschmack bäumte sich auf gegen die Kunst der Brouwer und Jan Steen.

Was der niederländische Maler in seinem berühmten Lehrbuch forderte, wurde für die Folgezeit zur ästhetischen Gewißheit. Das neunzehnte Jahrhundert stand unter dem Einfluß dieser Lehre, wie sie auch Lessing aus den Alten als eine unumstößliche Wahrheit erklärt hatte. Nicht aus einer Kenntniß der Werke, sondern aus der Belesenheit in den alten Schriftstellern. Auch damals, im klassischen Athen, gab es in der Kunst die üppige Prahlerei mit leidiger Geschicklichkeit, die darauf ausging, selbst ein Scheusal ähnlich nachzubilden, um damit die Kunst des Bildners zu beweisen. Jener Pausan, welchem Aristoteles nachsage, er bilde seine Gestalten unter der Wirklichkeit, dessen Werke er der Jugend verschließen möchte; jener Phrycius, der den Zunamen eines Rothmalers erhielt, obgleich wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwogen, sind nach dem Laokoon unzählige Male hervorgeholt worden, ein ergöglicher Beweis dafür, wie weit das Hören von „ein Mannes Red“ zu falschem Urtheil führt. Ein Beweis ferner gegen den Irrthum der Zeit, die glaubte, die Schönheit sei das höchste Gesetz der bildenden Kunst bei den Alten gewesen, dem sich Alles hätte unterordnen müssen; diese habe nie durch Leidenschaft, durch die ihr ersprießende Verzerrung die Schönheit durchbrochen. Die Malerei als nachahmende Fertigkeit könne die Häßlichkeit zwar ausdrücken, meinte man zu Lessings Tagen, als schöne Kunst wolle sie aber diese nicht ausdrücken. Ihr gehören wohl alle sichtbaren Gegenstände zu, aber sie verschließe sich vor denen, die unangenehme Empfindungen erwecken.

Das ist das volle Verneinen der charakteristischen Kunst, dem sich in Rom auch Goethe angeschlossen hatte. Ihm war klar geworden, daß er sich geirrt hatte, wenn er als junger Mensch das Zusammenstimmen der Formen auch bei der Kunst des Wilden für Schönheit genommen habe. Er that Buße in Saß und Asche vor der Antike, er holte sich in Rom die klassische Absolution und kam mit dem neuen Jahrhundert nach Deutschland zurück, um es mit dem Eifer des Jungbegriffenen für die in ihm zur Klarheit gewordene Lehre von der bedeutungsvollen und schönen Form als Ziel aller Kunst zu gewinnen. Er glaubte, Neues zu bringen aus dem Verkehr mit

den römischen und neapolitanischen Künstlern, mit Tischlein, Kniep, Trippel, Hackert. Er brachte die Kokostimmung mit, die in der Luft lag, die Sehnsucht nach Ruhe, nach Einfachheit, nach Stille, nach Schönheit, nachdem so lange im Barock die rücksichtslose Kraft geherrscht hatte.

... Die Größe, das Erhabene zu suchen, hatte man sich schon lange bemüht. Schon das siebenzehnte Jahrhundert hatte gefunden, daß es im Einfachen seine Wurzel habe. Der große Kritiker Boileau schöpfte diese Anschauung aus einer Abhandlung des alten Longinus. Seitdem, also seit etwa 1674, ist der Gedanke einer der fruchtbarsten im künstlerischem Entwicklungsgange geworden, — ich weiß nicht, ob ich gut schreibe: einer der fruchtbarsten, oder ob ich besser thäte, ihn einen der furchtbarsten zu nennen.

Er ist der wahre Vater des klassischen Geistes, jenes Geistes, unter dem erst Rom, dann bewußter Paris, die Kunst der Welt besiegten und sie sich durch lange Zeit unterthänig machten. Er berief sich auf die Alten, namentlich auf die alten Römer: das geistig kühle und in seiner Größe nüchterne Wesen des kaiserlichen Rom fand an der Seine seine Auferstehung, die Unterwerfung der Völker unter die Einheit, geistig durch den Klassizismus vorbereitet, sollte bald auch staatlich verwirklicht werden. Das Erhabene ist einfach: ein Staat, ein Kaiser, Ende der Vielfachheit der Völker, Gebräuche, Gesetze — ein Volk!

Als Goethe gegen den Patriotismus in der Kunst schrieb, kämpfte er für das Allgemein-Menschliche. Es ist das Große, nach seiner Art über Erwarten Starke, Ueberraschende, zur Bewunderung Zwingende. So etwa hatte es auch der berliner Aesthetiker Johann Georg Sulzer bezeichnet: in der Dichtung wie in der Kunst Das, bei dem der Inhalt die Form völlig überragt. Wenn Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht, — so ist in der nicht auszudrückenden Größe Dessen, was die wenigen Worte sagen, deren überwältigende Erhabenheit begründet. Die Einfachheit der Worte giebt ihnen den erhabenen künstlerischen Werth.

So war denn die Forderung nach Einfachheit, nach der noble simplicité der Franzosen, alt, allen Denkern in künstlerischen Dingen schon längst gemeinsam. Bernini, als Architekt, trug sie nach Paris, bekämpfte unter ihrer Fahne den Patriotismus der französischen Architektur, lenkte damit in Vertauht auf das Schaffen einer so erhabenen Schönheit, wie die Säulenhalle des Louvre. Man kann nicht stärker auf Einfachheit, auf Größe, auf Klassizität bedacht sein, als es die Architekten Ludwigs des Bierzehnten waren, namentlich als Blondel; es ist kaum ein zweites Werk von solcher vornehmen Einfachheit geschaffen worden wie dessen meisterhafte Porte St. Martin in Paris. Wohl hatte eine barocke Zwischenströmung das Niedliche, Zierliche, im Kleinen Anmuthende dort wieder an die Oberfläche, ja zeitweilig im Kunst-

gewerbe zum Siege gebracht. Aber der klassische Geist war immer wieder siegreich durchgedrungen. Laut heischte er in der Kunst sein Recht. Die Forderung nach Natur und nach Einfachheit hatten ihn zu wunderlichen Systemen, wie jenem des Jesuiten Laugier, zu einer Ueberwindung der Antike durch die Antike, zu einer Reinigung dieser nach den aus ihr selbst gezogenen Gesetzen geführt. Schon hatte die Revolution ihr Werk begonnen. Der Messidorstil, der Stil der geraden Linie, hatte jede Krümmung im Bau als der Gesetzeswidrigkeit verdächtigt und eine Guillotine des Geschmacks aufgerichtet, jeder aristokratischen Auflehnung gegen die selbstherrliche Einfachheit zur Warnung. Der deutsche Aesthetiker Lazarus Bendavid erkannte den Unterschied zwischen Bildnerei und Baukunst in der Umgrenzung ihrer im Raum gebildeten Werke mit der geometrischen oder mit der willkürlich gekrümmten Linie.

Gerade in der Baukunst ist der Wandel des Geschmacks am Auffälligsten. Zwei Hauptströmungen, die alle barocke Neigung nach Eigenartigem und das klassizistische Gewissen, das auf Regelrichtiges drängte, sind seit den Anfängen der Renaissance und der Bekanntschaft mit Vitruv im Kampf. Langsam, erst nach verschiedenen siegreichen Vorstößen der Eigenwilligkeit, siegte die Regel. Seit unter Ludwig dem Fünfzehnten das Rokoko als mit dem „großen“ Geschmack unvereinbar befunden worden war, unter der Pompadour schenkte man die edle Einfachheit zu pflegen begann, drängte Alles zum Siege der Regel. England hatte die Führung übernommen. Dort war der klassische Geist mit Leidenschaft aufgenommen, von den Vornehmen mit stürmischer Begeisterung gepflegt worden. Er begegnete sich mit dem Sinn für das bürgerlich Einfache. Es ist kein Zufall, daß die Engländer, vorher die eifrigsten Pfleger des Studiums Palladios, nun die eigentlichen Entdecker der Alterthümer von Athen wurden. Wood, Adam, Stuart und Revett geben ihre berühmten Werke über die Antike heraus, die Europa lehren, wie die Tempel der Blüthezeit hellenischer Kunst eigentlich beschaffen waren. Die Beweisraft der Wirklichkeit gegenüber den theoretisch erkügelten Systemen der Alten war unwiderstehlich: die Baukünstler begriffen rasch, daß sie ihre Kunst auf neue Grundlagen stellen müssen, wollten sie wirklich klassisch sein. Die Strenge blieb die gleiche, nur das Ziel der Strenge, das Gesetz, nach dem man urtheilte, hatte sich geändert: den palladianischen Geschmack löste der hellenische ab.

... Schon längst wies man dem Geschmack eine starke Rolle zu. Für Nengs ist er zwar ein untergeordnetes Werkzeug in der Beurtheilung der Kunstwerke, da er oft Fehler nicht erkenne und für vollkommen nehme, was thatsächlich nicht so sei. Er ist ihm abhängig von der gebotenen Kost, er kann durch stark anreizende Gaben verdorben, durch schöne und einförmige zu zarter Fühlung gewöhnt werden. Es giebt daher vielerlei Geschmack: einen großen, der das Kleine vernachlässigt; und einen kleinen, bei dem das Große schwindet;

einen schönen, der die guten Eigenschaften einer Sache zeigt; und einen schlechten, der die bösen hervorkehrt.

Der gute Geschmack ist daher abhängig von der Fähigkeit, die guten Eigenschaften einer Sache zu erfassen, bei der Wahl die Dinge von Würde zu ergünden, das Würdigste in der Natur zu erkennen. Die Griechen erkannten, daß Dies der Mensch sei; daß er selbst würdiger sei als seine Kleider, daß Jener im ganzen Geschlecht der Würdigste sei, in dem sich gewisse Verhältnisse fänden. Und so lernten sie die Fehler des Leibes erkennen und bildeten ihre Götter in Vermeidung dieser vollkommen, d. h. nach richtigen Verhältnissen, nackt und menschlich. Freilich nur, so lange die Kunst unter hohen Geistern blieb, dem Urtheil der Philosophie folgte. Seit sie den Reichen diene, fiel sie auf Kleinigkeiten, närrische Chimären, unmögliche, lügenhafte Sachen, groteske Arbeit. Erst Rafael, Tizian und Correggio brachten die Wiederverkehr guter Kunst: die vor ihnen schaffenden Maler haben ohne rechte Wahl die Natur als Ganzes nachzuahmen gestrebt und daher nur Unvollkommenes, ein Wirrnis ohne Geschmack erreicht. Rafael brachte die Bedeutung in Komposition und Zeichnung, Correggio die Annehmlichkeit der in Licht und Schatten stehenden Form, Tizian den Schein der Wahrheit in der Farbe. Weil aber die Bedeutung „ohne Streit“ der einzige nützliche Theil der Malerei ist, so ist auch Rafael ohne Streit der größte Maler. Tizian aber ist der letzte der Drei, da die Wahrheit mehr eine Schuldigkeit als eine Zierde sei.

Dem neuen Künstler stehen nun zwei Wege frei, zum guten Geschmack zu kommen: das Vollendete selbst in der Natur zu suchen oder es von den alten Meistern zu entnehmen. Das Erste sei das Schwerere, obgleich auch die Meister durch Nachdenken beurtheilt werden müssen, wolle man nicht an der Schale kauen, und die Ursache der Schönheit ihrer Werke wirklich begreifen und erfolgreich für sich verwerthen. Jedenfalls sei aber der Schüler nicht im Stande, vor der Natur mit Erfolg zu wählen. Er würde, unvorbereitet vor die härteste Speise, die Natur, gesetzt, irrig und dumm oder hochmüthig. Man solle ihm die reinste Milch der Kunst vorsetzen, ihn verhindern, Schlechtes zu sehen, ihn über die großen Meisterwerke mit Urtheil zu denken lehren, ihn die Ursachen finden lassen, durch die die Werke auf uns als vollkommen, als den guten Geschmack befriedigend, wirken.

Mengs selbst unternimmt es, über die von ihm gefeiertsten Meister mit Urtheil denken zu lehren. Er zergliedert ihr Wesen mit großer Schärfe und außerordentlicher Sicherheit. Rafael ist ihm der Maler, der nicht nur die schöne Gestalt suchte, und danach, ob die Figur zu der Geschichte taugte; sondern er prüfte die Seele, er erkundete die rechte Bewegung zum Ausdruck des in der Gestalt mächtigen Gedankens; er erläuterte aus dem Gesicht die

inneren Regungen der Menschen, indem er alles Unnütze wegließ oder nur beiläufig anbrachte, wie das Wasser und das Brot auf einem großen Gastmahl geboten wird. Er bildet für Mengs die eigentliche und höchste Grundlage des guten Geschmacks und der künstlerischen Vollkommenheit, während die anderen Meister Dem nur noch das ihnen Eigenartige hinzusetzen: Rafael mit Correggios Anmuth und Tizians Farbe bereichern und ihn durch die Einfachheit der Antike noch im Weglassen des Unnützen zu steigern, — Das ist die Aufgabe, die Mengs der Kunst seiner Zeit stellte, der er selbst unter stürmischem Beifall seiner Mitlebenden diente.

Seine Abhandlung über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei erschien in Zürich 1762 und war Winkelmann gewidmet; zwei Jahre darauf erschien Lessings Laokoon; nach fünf weiteren Jahren hielt der Präsident der eben gegründeten londoner Akademie die erste seiner berühmten Reden, die, gesammelt schon 1781, in Dresden in deutscher Uebersetzung erschienen. Sicher waren sie hier schon vorher den leitenden Köpfen bekannt. Schadow erwähnt sie mehrfach. Die nach Belehrung durch die Künstler so durstigen „Kunstrichter“ fanden in ihr neuen Stoff zum Bearbeiten in ihren Systemen.

Lessings Stellung zur Kunst ist zunächst merkwürdig. Obgleich er nicht eben einen Blick für Kunst hatte und obgleich er nicht eben viel gesehen hatte, sahste er sich als „Richter“ befähigt, das letzte, endgiltige Urtheil zu sprechen, glaubte er, mehr zu sein als der Liebhaber und als der Philosoph. Denn Jener empfindet nur die gefällige Täuschung, indem abwesende Dinge vor ihm als gegenwärtig erscheinen, Dieser sucht allgemeine Regeln, die sich auf Handlungen, Gedanken und Formen anwenden lassen; der Kunstrichter aber denkt über die Vertheilung der Regeln nach den verschiedenen Künsten und sucht, durch Scharfsinn von den Regeln den rechten Gebrauch zu machen. Lessing kam es also vor Allem darauf an, daß die ins Kraut geschossenen Regeln — und er war sicher, daß es auch für die Malerei solche in aller Mäßigung und Genauigkeit gab — nicht von einem Gebiet aufs andere ohne Weiteres übertragen würden. Er wendet sich gegen die Schilderungsfucht der Dichter und die Allegorikerei der Maler, sein Buch wollte Grenzsteine aufstellen, beschränken, eindämmen.

Viel lebendwärmer ist des englischen Malers, ist Reynolds's Streben. Er kam von einer weit ausgebreiteten, vielseitigen Kunstkenntniß, von studienreichen, mit offenem Auge genützten Reisen; er spricht vor jungen Künstlern, die er nicht einengen, sondern denen er die Herzen ausweiten wollte; er will nicht zurückhalten, sondern anregen. Der Jüngling soll zunächst im Allgemeinen darstellen lernen; dann sich bemühen, Vorräthe von Ideen aufzuhäufen, um diese nach Gelegenheit verbinden und verändern zu können; dabei sich ober

wohl hüten, von dem vom Lehrer gewiesenen Pfad abzuweichen, seinem eigenen Urtheil misstrauen; bis er endlich das richtige Verständniß selbst erlangt habe, gelernt habe, die Regel zu beherrschen, die ihn bisher beschränkte. Jetzt kann er die Kunst selbst an der Natur messen; sie nach dieser verbessern, was fehlerhaft, ergänzen, was dürftig erscheint; ja, er kann nun seine Einbildungskraft erproben, sich der Begeisterung hingeben und bis an die Grenzen der freiesten Ungebundenheit schweifen. Freilich: nicht Jedem und den Meisten nur spät wird diese Freiheit zu Theil. Die große Hauptarbeit des Künstlerlebens ist das Sammeln, das Verarbeiten des fertigen Stoffes. Das Weitere sei selten mehr als ein Verbinden der angesammelten Vorstellungen. So mißt denn auch Reynolds die Künstler der Vergangenheit weniger nach dem Eigenen als nach der Fülle des Gemeinsamen. Er empfiehlt den Anfängern Jene zum Studium, die den Stoff beherrschen, in Farben, Gedanken und Empfindungen sich auszudrücken gewohnt sind. Und da ist ihm denn Lodovico Carracci der Vollkommenste durch ungekünstelte Breite von Licht und Schatten, Einfachheit der Farbengebung, die zwar die rechten Werthe festhält, doch ohne die Aufmerksamkeit auf Nebendinge zu lenken. Er stellt seinen Meister als Maler über Tizian und den künstlichen Glanz von dessen Sonnenlicht, er stellt ihn über viele Andere, weil er die Natur nicht peinlich nachbilde, kein bloßer Nachahmer der Natur sei; denn ein Solcher werde nie etwas Großes hervorbringen. Das sei der Weg gewesen, den Bernini einschlug. Winkelmann, auch als Gegner im Banne des Zeitbeherrschers stehend, erzählt, wie der Jungreife nach Vollendung seines Meisterwerkes, der fliehenden Daphne, an der Antike Schönheiten fand, welche die Natur ihm nicht gezeigt hatte; wie diese ihm Wegweiserin im Sehen von Reizen geworden sei, die er bei der unbelehrten eigenen Vertiefung in das Leben nicht gefunden hatte.

Auch Reynolds schließt aus der Erfahrung darauf, daß die Naturnachahmung nicht zur Schönheit führe. Er beruft sich dabei auf alte Schriftsteller, namentlich auf Cicero. Die Größe der Begabung des Künstlers zeigt sich auch für ihn in der Fähigkeit, das Rechte in der Natur zu finden; Schönheit der Kunst ist ihm das Vermögen, das Häßliche der Natur zu vermeiden und auf Erden das Schöne aufzugreifen, sich über alle seltsamen Formen, örtlichen Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten hinwegzusetzen. So gewinnt der Künstler die Erfahrung in jenen Grundformen, von welchen abweichend man stets ins Häßliche fallen muß; in jenen Formen, welche die im Naturstudium unermüdlchen und durch diese zur Erkenntniß der vollkommenen Gestalt gelangten alten Bildhauer aufgestellt haben als ein unvergängliches Erbe und Ziel für alle folgenden Kunstzeiten. Nur sorgfältiges Erforschen ihrer Werke wird uns in den Stand setzen, die echte Einfachheit der Natur zu erreichen. Denn sie waren von Haus aus in Sitten und Denken

einfacher und standen der Natur näher, unmittelbarer gegenüber; während der moderne Künstler, ehe er die Wahrheit in den Dingen sehen kann, erst den vom Zeitgeschmack ausgebreiteten Schleier läften muß.

Diese Darlegung genügt, um zu zeigen, wie sehr die beiden Künstler, der Deutsche Mengs und der Engländer Reynolds, eines Sinnes waren. Beide geistig die Söhne der Carracci, Schüler einer damals bereits zweihundert Jahre alten Lehre, die freilich nach ihrer Ansicht nicht immer eingehalten, nun aber im Begriff war, neu aufzublühen, neuen Segen zu verbreiten.

Die Zeit, in der Mengs und Deser den deutschen „Kunstrichtern“ als Sterne ersten Ranges glänzten, fühlte sich trotz ihrer Verehrung der Alten keineswegs als eine solche des „Verfalles“, wie wir sie wohl nennen. Dessen ist Goethe wieder ein wichtiger Zeuge. Obgleich er erst eben von Rom zurück kam, fand er, daß den bescheidenen, wenig ruhmredigen Deutschen zwar der Glaube an sich selbst schwer falle, daß die jungen Künstler, vom Ruhm der Ausländer geblendet, diesen nachzuahmen suchten; aber die Deutschen zeigen sich in Dem, was er das Wissenschaftliche der Kunst nennt, so brav und unterrichtet, daß sie mit den besseren Künstlern der Nationen, welche sich den größten Ruhm anmaßen, wohl zu vergleichen seien. Sie hätten etwas Waderes, Rechtliches, Gutes; meist edles und zartes Gefühl. In Hinsicht der Reinheit, Schönheit, des Werthes der Gedanken, der natürlichen, bündigen Darstellung, der Erkenntniß des Gebietes der Kunst und ihrer Grenzen, kurz in Dem, was den echten Geist der Kunst, das wesentlich Nützliche in ihr ausmache, die unendlichen Geistesfähigkeiten der Menschen bilden und veredeln helfe: darin schien ihm das damals in Deutschland Geleistete dem Gepriesensten gleichzustehen.

Das Urtheil wurde gelegentlich der Besprechung des von den Propyläen aufgestellten Wettbewerbes für zeichnerische Entwürfe ausgesprochen. Wer es ruhig betrachtet, Der wird sich wohl über das Selbstgefühl wundern, mit der hier die Kritik sich väterlich lobend über die Kunst stellt, Der wird an der Betonung des Wissenschaftlichen und des Nützlichen Anstoß nehmen, wenn er im Gegensatz zu Goethe der Ansicht ist, daß Beides nichts mit dem Wesen der Kunst zu thun habe; Der wird erkennen, daß immer noch Goethe jene Aesthetik treibt, die aus dem Barock zum Rokoko, aus diesem zum Zopf führte, daß er sich mit dem ganzen Gewicht seines Namens für damals schon ins Schwanken kommende Ideale einsetzte.

Es ist bezeichnend für ihn und für die von ihm geleitete Gesellschaft der weimarer Freunde der Kunst, daß sie sich nicht an die Großen im Schaffen, sondern an die Mittleren wendete. Er wollte heben, nicht erwecken; er hatte die Absicht, die Kunst nicht über sich selbst hinwegwachsen zu lassen, da er ihr ja Schützer bleiben wollte. Ein wissenschaftlich literarischer Hochmuth

spricht aus ihm, der lange auf der deutschen Nation gelastet hat, der Hochmuth des Gesetzes, das auch die nicht künstlerisch Sehenden zum rechten Urtheil befähigen sollte; das Uebergewicht des Wissens über das Können; der Maßstab des Dilettanten gegenüber jeder freien Willensäußerung starker Eigenempfindung. Es ist kein Zufall, daß die starken Persönlichkeiten in der Kunst, die sich Goethe näherten, fast Alle von ihm zurückgewiesen wurden. Erst Schadow, dann Cornelius. Die, welche in der Folge Anregungen gaben, sind ihm Alle gleichgiltig geblieben. Man lese z. B. die schier unerträgliche Schulmeisterei, mit der er noch 1817 in dem Vorschlag zur Gründung eines Vereines der deutschen Bildhauer diese behandelt, um sie zur Reise nach London, zum Studium der Werke des Phidias, der Elgin Marbles und jener des Tempels von Phigaleia zu bereben: Jeder solle sich, mit Gefahr des Pilger- und Märtyrertodes, der Wallfahrt nach London zuschwören; wie er ihnen abräth, jetzt noch nach Rom zu gehen, wo deutsche Künstler nach Belieben und Grillen ihr halb künstlerisches, halb religiöses Wesen getrieben und schuld geworden sind an allen den neuen Verwirrungen, die noch eine ganze Weile nachwirken würden. Man erkennt zu deutlich, wie Goethe, wie die Männer seiner Zeit und seines Geistes die Kunst in die Lehre zu nehmen dachten, wie die Wissenschaft sich ihrer Herrschaft sicher, der denkende Geist über dem künstlerisch schaffenden sich erhaben fühlte. Das Handwerkliche der Kunst wurde zum Nebensächlichen, seit man gefunden hatte, daß der Inhalt deren höchstes Wesen ausmache, seit man von ihr vor Allem die Darstellung des literarisch Geistreichen forderte.

... Es ist daher nicht ohne Werth, in die eigentlichen Lehrstätten der Kunst einen Blick zu thun. Der berliner Akademieprofessor Pöhlmann giebt uns Gelegenheit, zu erkennen, wie man dort „komponirte“, wie man das Handwerk des Bildermachens betrieb. Der Maler besaß etwa 25 Centimeter große Formen für einen nackten Mann, eine angemessen große Frau und ein Kind, aus denen er sich in Wachs, das durch Beimischen von Terpentin biegsam erhalten wurde, die Figuren goß, die er für den Entwurf seines Bildes brauchte. Durch eingesteckte Hölzer hielt er sie in den Bewegungen fest, die er jeder Gestalt gab; man bekleidete sie mit genähter Glanzleinwand, natürlich im Geschmack der Alten und des Rafael, die Hauptgestalt in lebhaften Farben, die übrigen in „Mittelintinten“, Alles in Ansehung der Harmonie der Farben. Die nackten Theile strich man mit Hautfarbe. Bäume ahmte man „sehr gut“ mit kleinen Nesten nach, die Wolken mit auf Draht gewickelter Baumwolle. Dann rückte man die Gruppe ins rechte Licht. So ist man nicht darauf angewiesen, die Wirkung der einzelnen Teile in Zeichnung und Farbe auf einander aus der Phantasie zu stimmen, man kann sich an die „Natur“ halten und wird vermeiden „ein manierirtes Gemälde hervor-

zubringen“. Es ist eben wichtig, zu wissen, daß für Pöhlmann die in rechtes Atelierlicht gebrachten Puppen Natur sind. So, sagte er, arbeitete Paolo Veronese, so Poussin, so wurde es geübt, bis die Kunst in Verfall kam und nur noch die „Plafondmaler“ die gute Technik der Verkürzungen wegen übten. Aber Carlo Maratta und nach ihm Battoni hätten die Welt wieder belehrt, wie eine gute Komposition entstehe.

Wenn Goethe die Vortheile zusammenstellt, die ein junger Maler dadurch haben könne, daß er sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gebe, so meinte er, daß dieser die Modellirung des Körpers besser studiren müßte als der Maler bei „einfachem“ Licht; vor Allem aber, daß er sich die Figuren selbst modelliren könne, um seine Gewänder darüber zu legen und so die Hilfsmittel selbst zu erkennen, die nöthig sind, „um etwas Gutes hervorzubringen“. Das werde er namentlich einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führe. Also Goethe billigte diese Art, er wünschte sie von jedem Maler geübt, auch ihm bot sie das „Gute“. Es ist kein Wunder, daß er bei solchen Ansichten über den Bildungsgang des Künstlers wirkliche Kunst nicht zu würdigen verstand.

Auf Reynolds folgte die Blüthe des englischen Schaffens. Dort konnten zu Goethes Zeit ein Morland, ein Turner zur höchsten Anerkennung kommen, zwei Künstler, die so wenig denkende in Goethes Sinn waren, wie etwa Brouwer oder Hals es gewesen sind: Männer mit schaffenden Sinnen. Die trotz aller ihrer Schwäche echt künstlerische Aesthetik des londoner Akademiepräsidenten hatte die Ration aufs Verstehen hingelenkt; diese selbst begann plötzlich und mit wunderbarer Kraft in Kunstwerken zu reden. In Deutschland waren auf Deser und Mengs Windelmann und Lessing gefolgt, — und auf sie die Erkenntniß bei den Gebildeten, daß man über die Kunst gelesen haben müsse, um ihre Werke zu verstehen. Das war kein neuer Gedanke gewesen. In Frankreich hatte er das achtzehnte Jahrhundert beherrscht, bei uns blieb er im neunzehnten mächtig. Wir bekamen eine philosophische Kunst, die aber eine Kunst nur so weit blieb, wie sie der Philosophie sich zu erwehren vermochte.

Und noch heute kämpft die Kunst bei uns gegen das Wissen der allzu gelehrten Leute. Das Kokos ist vorbei, der Popf wurde abgeschritten, das bezeichnende Kleidungsstück der um ihren Hals besorgten Folgezeit sind die hohen Binden und Vatermörder. Ein Vatermörderstil hob an. Ein Stil des Halberwürgtseins und der Beengung, eben so wie ein Stil, der mit Allem, was vor ihm war, in Unfrieden lebte, es umzubringen strebte. Man bildete sich ein, Neues zu schaffen, und merkte nicht, wie tief man im Alten watete.



Soziologie.

La Philosophie est morte, vive la Sociologie! Mit diesen Worten möchte ich auf geistigem Gebiet das kommende Jahrhundert begrüßen. Eine wesentliche Aenderung wird Das freilich nicht bedeuten: nur eine Aenderung des Gesichtspunktes, unter dem das Leben des Menschen und sein Verhältniß zur Welt betrachtet wird. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die Philosophie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Leben des Menschen als eine Aeußerung seines subjektiven Geistes betrachtete, den hinwieder die physiologische Psychologie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als das Produkt eines materiellen Prozesses auffaßte, während die aufsteigende „soziologische Erkenntniß“ dessen Urgrund und Quellpunkt in dem sozialen Milieu sehen will, das aus historisch-sozialer Entwicklung hervorgeht.

Was bisher nur geahnt und angedeutet worden ist, hat jetzt Gustav Razenhofer in glänzender Weise inauguriert, indem er auf der Grundlage mancher werthvollen naturwissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Dezennien, besonders der Forschungen Wundts und Weismanns, ein vollständiges philosophisches System bietet.*)

Razenhofers Entwicklungsgang ist eigenthümlich. Daß er nicht zu den zünftigen Gelehrten gehört, lehrt ein Blick in seine Bücher. Lauter Text — weder Noten noch Citate: wie wohlthuend sichts Das von den unternoteten und mit Citaten gespickten Werken der zünftigen Gelehrten ab. Vor zwanzig Jahren schrieb er die „Staatswehr“, noch ganz militärischer Fachschriftsteller. Das Buch behandelte allgemeine Wehrpflicht und Wehrekraft in origineller, knapper und prägnanter Schreibweise. Das Thema führte ihn zur Betrachtung des Kampfes überhaupt. In seinem „Zweck und Wesen der Politik“ ist er philosophischer Politiker; da spricht er schon von „der absoluten Feindseligkeit“, die die Beziehungen der sozialen „Persönlichkeiten“, d. h. der sozialen Kreise und Gruppen beherrscht.

Die unangenehme Wahrheit tönte den Ohren widrig; da man sie nicht widerlegen konnte, zog man vor, zu schweigen und zu verschweigen. Und so existirt denn Razenhofer weder für die Fakultäten noch für die Zeitungen; aber er hat ruhig den eingeschlagenen Weg weiterverfolgt, der ihn zur Höhe führte. Militär, dann Politiker, tritt er uns heute als Soziolog oder eigentlich als Philosoph entgegen. Der philosophische Trieb faßte ihn. „Was hab' ich, wenn ich nicht Alles habe?“ Seine trefflichen soziologisch-politischen Beobachtungen verlangten eine philosophische Grundlegung. Der Kampf der „politischen Persönlichkeiten“ muß doch in Qualitäten der Individuen wurzeln und diese

*) Die soziologische Erkenntniß. Positive Philosophie des sozialen Lebens von Gustav Razenhofer. Leipzig, Brockhaus. 1898.

Individuen entwickeln ihre Qualitäten nicht nur aus ihrem sozialen Milieu, sondern im letzten Grunde aus der Beschaffenheit des Keimplasmas. Das demonstriert ja Weismann. Und woher stammt das Keimplasma? Woher hat dieses seine Eigenschaften und Tendenz? Nun, dieses Keimplasma ist die Äußerung der „Urkraft“. Damit beißt sich die Schlange in den Schwanz: das Weltbild steht geschlossen vor uns da. Wer eine fertige Weltanschauung braucht, Der kann sie in Kopenhofers „Soziologischer Erkenntnis“ finden. Und sie kann auch Dem genügen, der, mit dem ganzen Wissen des neunzehnten Jahrhunderts gewappnet, die Schwelle des zwanzigsten betritt.

Wenn Religion die Wissenschaft der Denksäulen und Wissenschaft die Religion der Denker ist, dann bietet uns Kopenhofers den Katechismus des kommenden Jahrhunderts. Ich muß den Ausdruck Katechismus wegen der „Urkraft“ wählen, auf die er sich jedesmal ausredet, wenn er auf den letzten Grund der Dinge stößt. Diese „Urkraft“ aber scheint mir keine „soziologische Erkenntnis“, sondern ein altbekanntes Postulat der praktischen Vernunft. Die Religionen sagen: Gott; Hegel: Substanz; Andere nannten es das Absolute, Schopenhauer den Willen, Hartmann das Unbewußte.

Muß denn aber auch in der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts dieses alte Inventarstück fortexistieren? Allerdings, wenn man glaubt, ein System ohne Lücke aufbauen zu müssen: Kopenhofers stopft die unvermeidliche Lücke mit der „Urkraft“.

Die „Urkraft“ muß „in uns wirken“, um die „Konstellation der Atome“ aufrecht zu erhalten, „die notwendigen Atome an sich zu ziehen, die Lebensträger zu gruppieren und die verbrauchten auszuscheiden“ (S. 23); unser „Bewußtsein als einzige erwiesene Wirklichkeit ist der Ausfluß dieser im All wirkenden Urkraft“ (S. 24), „die lebenden Geschöpfe sind Emanationen der Urkraft“, von der „ein Theil als Zellen thätig ist“ u. s. w. Das heißt, bekennen, daß man die letzten Gründe der Erscheinungen nicht erklären kann.

Wenn ich hier mit der ablehnenden Kritik beginne, so bin ich mit ihr auch schon zu Ende. Mit den Vorzügen des Buches, mit dem Nachweis der originellen und tiefen Gedanken, die es birgt, werden sich noch die nächsten Generationen befassen, die von diesem Buch, Dessen bin ich sicher, eine neue Phase der Philosophie oder Soziologie datieren werden. Für die Gegenwart enthält es allerdings zu viele bittere Wahrheiten; es ist zu real und phrasenlos; es huldigt zu wenig den Tagesgötzen; es achtet die herrschenden Ideen zu wenig, als daß es von den tonangebenden Autoritäten der Wissenschaft und Presse beachtet oder gar gewürdigt zu werden Aussicht hätte.

Das gilt vor Allem für Oesterreich und Deutschland; für das Ausland ist das Buch zu deutsch geschrieben, d. h. in jenem schweren, mit Gedanken gefüllten Stil, der die ganze deutsche Philosophie zur Voraussetzung hat

und Franzosen wie Italienern nicht leicht verständlich ist, den die Engländer nicht goutiren und für den die Amerikaner noch nicht reif sind.

Doch sind diese ungünstigen Verhältnisse nur ein Grund mehr zu eingehender Darlegung.

Mit aller Philosophie gemeinsam ist dem Verfasser das Streben, „den großen Weltprozeß der sozialen Entwicklung unter gemeingiltige Lehrrsätze zu bringen“ (S. 4) und eine „Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen“ zu schaffen. Das hat die bisherige Soziologie nicht erreicht. Denn einerseits hastete den dahingehenden Versuchen, so auch z. B. denen Herberts Spencer, „das meritotische Gebrochen an, bloß aus dem Wesen des Individuums die Gesellschaft erklären zu wollen, während es sich doch um die Untersuchung der Gesellschaft selbst handelt“ (S. 3). Andererseits wieder hat wohl „Gumpłowicz dieses Gebrochen aller soziologischen Forschung erkannt und mit Nachdruck das Individuelle und Persönliche des Sozialgebildes nachgewiesen“, dagegen aber „den Ursprung aller sozialen Kraft nicht hinreichend in dem Einzelwillen ermittelt, sondern das soziale Leben, losgetrennt von seinem Zusammenhang mit der übrigen Schöpfung, als ein besonderes Erscheinungsgebiet aufgefaßt“ (S. 289). Was der Verfasser hier sagt, ist vollkommen richtig und ich will es nur noch dahin ergänzen, daß Gumpłowicz den Ursprung aller sozialen Kraft nicht nur „nicht hinreichend“, sondern gar nicht in dem Einzelwillen ermittelte. Ich bin es der Wahrheit schuldig, dies Geständniß hier abzulegen und das euphemistische „nicht hinreichend“ im Interesse der Sache zu verdeutlichen. Ich gestehe offen, daß ich weder in meinem „Rassenkampf“ noch in späteren soziologischen Schriften an einen solchen Zusammenhang des Einzelwillens mit dem Sozialwillen gedacht habe. Mir fiel nur das Entscheidende des Gruppeninteresses für das individuelle Handeln auf und ich hatte die „Redheit“, wie sich ein wiener Kritiker ausdrückte, von dem gesetzmäßigen ewigen und unerbittlichen Kampf der sozialen Gruppen, die ich „Rassen“ nenne, zu sprechen. Daß dieser „Sozialwille“, wie Razenhofers es nennt, in dem „Einzelwillen“ seinen Ursprung habe, Das habe ich, aufrichtig gestanden, nicht geahnt und ich stehe voll Bewunderung vor dem großartigen Unternehmen, den Ursprung dieses Sozialwillens in dem Einzelwillen nachzuweisen. Dies ist, so weit es nach dem Stande der heutigen Naturwissenschaft möglich war, Razenhofers gelungen. Ohne diesen Nachweis konnte die Soziologie zu einer monistischen Gesamtaufassung der Welt der Erscheinungen nicht gelangen, sie verblieb eine bloße Wissenschaft von den Wechselbeziehungen der sozialen Gruppen; nun erst, da sie ihn führt, erhebt sie sich zu einer soziologischen Philosophie oder, wie Razenhofers es nennt, zu einer „soziologischen Erkenntniß“.

Der Ausgangspunkt des Verfassers ist also die Annahme einer dem

III zu Grunde liegenden Einheit des Gesetzes und in diesem „III“, in der „Welt der Erscheinungen“, ist der Mensch und die soziale Welt mit enthalten. Daraus folgt aber auch, daß es jenes eine Gesetz sein muß, das sowohl das Handeln des Einzelnen wie auch die „sozialen Wechselbeziehungen“ beherrscht. „Ist es denn möglich“, fragt der Verfasser, „daß dieses organische Leben unserer Erde, in seiner verschwindenden Bedeutung gegenüber dem III, außerhalb jener Gesetze stehen sollte, von welchen dieses in seiner Unendlichkeit beherrscht wird?“ (S. 87). Und was er vom „organischen Leben“ sagt, gilt ihm selbstverständlich auch vom sozialen.

„Die lebenden Geschöpfe sind Emanationen der Urkraft, welche in ihnen in angemessener Form gebunden ist“ (S. 24). Diese Urkraft „strebt stets nach Leben und Bewußtsein“ und nützt die „Stoff- und Kraftkonstellation aus, um das organische Leben zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu entwickeln“. So erklärt sich das „organische Leben mit all seinen heftigen Trieben, sich zu erhalten, fortzupflanzen und durch Willensäußerung zu betätigen“; denn all Das „vermögen wir nur zu verstehen, wenn wir das Drängen einer Urkraft annehmen, die gegebenen Lebensbedingungen auszunützen“. Sie differenziert sich und „in der ganzen Natur stehen sich die differenzierten Kräfte einander paralytisierend gegenüber“. Die differenzierten „Urkraftcentren ringen nach Gleichgewicht“, sowohl in der kosmischen und anorganischen als auch in der organischen und sozialen Welt. In der organischen äußert sich dieses Ringen „als eine Anpassung an die Lebensbedingungen, in der sozialen Welt als Daseinskampf“ (S. 25).

„In diesen Lebensbedingungen gleichsam vordrängend, entwickeln sich die Organismen zu den jetzigen Gestalten, während aber auch eine enorme Zahl von Arten unterging, die sich den Widerständen der wechselnden Lebensbedingungen nicht anpassen konnten.“ Aus der kontinuierlichen Wirkung der Urkraft folgt, „daß die organische Welt im Entwicklungszusammenhange mit der unorganischen steht und daß zu einer gewissen Zeit ein solches Zusammentreffen von schöpferischen Umständen eintrat, daß das erste organische Leben ohne Fortpflanzung aus unorganischen Stoffen erweckt wurde“ (S. 26). Wenn auch die Wissenschaft diese Annahme nicht bestätigen könne, so müsse sie doch anerkennen, „daß ohne dieselbe die Welt nicht verständlich bleibt.“

Da nun „jeder Mensch ein Werk dieser Kraft und das Bewußtsein ein Aufflammen der einheitlichen Urkraft zur Erkenntnis seiner selbst“ ist, „so ist „die Einheit aller Geschöpfe, daher auch der Menschen unter sich nach ihrem Ursprunge die Wirklichkeit“, während die Individuation der Gattungen, Arten u. s. w. in die „Welt der Erscheinungen“ fällt.

Diese Welt der Erscheinungen ist „ein Produkt der Differenzierung der ursprünglich einheitlichen Urkraft in die verschiedenen Erscheinungsformen“

(S. 27). Auf diesem Wege entstanden die unzähligen „Sondergebilde“, von denen „jedem ein besonderes Interesse anhaftet“ (Gattungsinteresse, Artinteresse, Individualinteresse).

„Jede Entwicklungsform, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist mithin ein Teil der Urkraft mit einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwicklung“ (S. 28).

„Die Variierung der Arten ist eine Differenzierung der Organismen in Folge ihres Interesses, die Lebensbedingungen auszunützen.“

Aber all diesen differenzierten Erscheinungsformen haften in Folge der selben Interessen immer die selben Tendenzen an. So ist es z. B. immer das selbe „Bervollkommnungstreben“, das als „Anpassungsprodukt“ erst Geschöpfe hervorbringt, die sich durch Gravitation entwickeln, dann solche, die sich durch Affinität oder durch physiologische Vorgänge, und schließlich solche, „die durch Bewegung und bewußtes Handeln ihrem Interesse einen immer weiteren Kreis von Lebensbedingungen eröffnen und so eine soziale Welt hervorbringen.“ (S. 29).

Rayenhofer stellt die vielgesuchte „Einheit des Gesetzes“ und die Wesensgleichheit aller Vorgänge auf allen Erscheinungsgebieten dadurch her, daß er überall die selbe „Urkraft“ in ihrem überall gleichen, wenn auch nach Gattung, Art und Individuum modifizierten Interesse wirken läßt.

So muß im Menschen dieses intereffemäßige Wirken der Urkraft zunächst auf die Vollziehung eines solchen Stoffwechsels gerichtet sein, „daß für seine Entwicklung die günstigste Stoffkonstellation gesichert ist“ (S. 30).

Die Nervenfunktionen, die „eine Art Kontrolle über den Verlauf des Stoffwechsels ausüben, . . . sind der Ausfluß der interessierten Urkraft, welche den Stoffwechsel besorgt“ (S. 32).

Und zwar besorgt sie ihn, „damit der Aufbau des Körpers und der Vollzug der Lebensfunktionen im Sinne des dem Individuum angeborenen (artgemäßen) Interesses vor sich gehe“ (S. 32). Auf diese Weise ist „das Gedeihen des Ich sichtlich die Aeußerung der durch das angeborene Interesse geleiteten Urkraft in demselben“ (S. 33). Ich verzeichne die große Rolle, die dem angeborenen Interesse bestimmt ist, mit Befriedigung, weil auch ich dem „Eigeninteresse“ in den Wechselbeziehungen der sozialen Gruppen die ausschlaggebende Bedeutung zugeschrieben habe. Freilich, wie ich schon in der „Ethik“ gepachtet haben, nannten Das eine moralische Verfehrtheit und eine „Unklarheit des Denkens“. Ich behauptete in meiner „Soziologie“, daß „die Gruppe rücksichtslos dem Zuge ihrer Interessen folgt“. Darob gewaltige Enttäufung bei den Herren Ethikern, die behaupten und zu glauben vorgeben, daß jede Gruppe im Interesse der „gesamten Menschheit“ handelt. Wer anders denkt und die sozialen Gruppen — oder, noch allgemeiner: die Menschen —

„egoistisch nennt“, wird von ihnen als „Pessimist“, wenn nicht gar als moralisch-idiotischer Defakent abgethan.

Nun haben sie den Ragenhofer! Was sie wohl mit Dem anfangen werden? Ich stöte doch nur schüchtern von der „sozialen Gruppe, die dem Zuge ihres Interesses folgt“; bei Ragenhofer aber erschallt das ganze Orchester und er verkündet ohne Scheu dieses „angeborene, artgemäße Interesse“ als den Leitstern alles Thuns und Lassens, nicht nur der sozialen Gruppen, sondern auch jedes Einzelnen, und zwar als notwendige Aeußerung der im Menschen waltenden „Urkraft“.

Dieses „angeborene Interesse“ ist keine „mythische Vorstellung“, wie Schopenhauers Wille, sondern „eine reale Qualität, welche an den Lebensvorgängen untrüglich nachweisbar ist“ (S. 33). Allerdings kann häufig „der Wille des Individuums von dessen angeborenem Interesse ganz oder theilweise isolirt“ sein: da haben wir es mit „Zerrungen über das Bedürfnis des Individuums“ zu thun, die sich „durch krankhafte Zustände des Bewußtseinsorganismus“ eingeschlichen haben (S. 34): das Individuum ist abnorm, gestört, verrückt. Abgesehen von den krankhaften Zuständen ist aber alles Denken und Trachten des Individuums, all sein Thun und Handeln nur Aeußerung des „angeborenen Interesses“. Ja, sogar „die Spontaneität des Denkens beruht auf dem Umherschweifen der Affoziationen im Interessengebiet des Individuums; es vermag nichts zu apperzipiren und nichts zu denken, was nicht im anhaftenden Interesse liegt“. Wie schön erklärt dieser Satz doch die täglichen Erscheinungen in der Politik, die Unmöglichkeit, daß gegnerische Parteien sich verständigen oder auch nur verstehen! Das kommt eben daher, weil jede Partei nur Das „zu apperzipiren und zu denken“ vermag, „was in dem ihr anhaftenden Interesse liegt“. Eine Vergleichung deutscher und czechischer oder deutscher und slovenischer Zeitungen dürfte in dieser Hinsicht äußerst überzeugend sein.

Dieses „Interesse“ nun, „als Begleiter der differenzirten Urkraft, kommt dem Leben überhaupt, also nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung und aller Entwicklung zu“. Damit ergiebt sich der Uebergang von der soziologischen Erkenntnis des Individuums zu der des „Sozialgebildes“. Der Urkraft haftet „für jede Gattung, jedes Naturreich“ und so fort auch für jedes Sozialgebilde „ein besonderes Interesse“ an, das dann die Triebfeder ihres Handelns ist. Das „ouray für Naturreiche, Gattungen und Arten“ gdnouray, von oen'Pröisnen bis zu den höchsten Geschöpfen, bis zum Menschen und seinen „Sozialgebilden“, das selbe Interesse der Erhaltung und Entwicklung besteht: Das folgt dem Verfasser daraus, daß es „nicht möglich ist, daß sich die Natur grundsätzlich ändert“; diese wendet nur, „getrieben durch das Vervollkommnungstreben der Urkraft, beeinflusst durch veränderte Lebensbedingungen, veränderte Mittel bei Einhaltung jener Grundsätze“ (S. 37) an.

Der nähere Nachweis nun der Anwendung dieser „veränderten Mittel bei Einhaltung jener Grundsätze“ von den einfachsten bis zu den höchsten Sozialgebilden, also von den Horden und Stämmen zu den Staaten und Kulturkreisen, bildet den Inhalt der weiteren Abschnitte. Darüber werde ich später berichten. Heute wollte ich zunächst auf die originelle und echt wissenschaftliche Art aufmerksam machen, durch die ein kühner Denker der „Lehre von den Sozialgebilden“ den ihr fehlenden philosophischen Unterbau gegeben hat. Mit dieser Grundlegung wird jede zukünftige Soziologie, zustimmend oder ablehnend, rechnen müssen.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.



Im russischen Litauen.

Sin Rabe fliegt auf und kreischt, bitterlich. Der arme, frierende Bursche schreit: Ich klage, klage, klage . . . Er klagt die Kälte an, die schneidende, grausame Kälte. Noch einige Sekunden wird er fliegen, dann wird er sich niederlassen, — und wieder aufsteigen, bis er, erstarrt, niederfällt.

— 30 Grad!

Der Himmel ist wunderbar klar; die Sonne lächelt. Ueber Allem lagert die starre, endlose Schneehülle, über Haus und Hof, Wald und Feld und Fluß. Auch über dem langen, schmalen Kirchhof mit seinen zahllosen hölzernen Kreuzen und Kreuzchen. Die großen Kreuze blicken ernst und würdig drein mit den weißen unbeweglichen Köpfen und weißen, schirmenden Armen. Große Menschen liegen darunter! . . . Die kleinen Kreuze sind ganz verschneit. Da liegen nur winzige Kinderleichen . . .

Millionen festgefrorener Schneeflöckchen glitzern wie Kristalle und zwinkern und liebäugeln mit der großen, lächelnden Sonne . . . Und schwere Bastschuhe treten darauf, daß sie knirschen.

Alles hat sich hinter den Ofen verkrochen. Drinnen ist es ja auch viel behaglicher. Nur hier und da kommt ein Bauer heraus, in weißgrauem, gewichtigem Pelz, großen Fausthandschuhen und schweren, klappernden Holzschuhen, um nach dem Vieh zu sehen. Auf der Landstraße, zwischen zwei, auf beiden Seiten, an und auf den Bäumen, aufgetürmten Schneemassen, gleitet ein Schlitten dahin, leicht, fliegend. Das schlankbeinige gelbe Pferdchen dampft, das Gldklein klingt, der Kutscher in Stroh knallt mit der Peitsche und der corpulente Wutsbesitzer hat sich ganz in seinen weiten Reisepelz verkrochen, bis an die Spitze der blaurothen Nase.

Das Gefährt verschwindet, erst das Pferd, dann der Kutscher, dann der Wutsbesitzer. Das muntere Gldklein klingt noch lange durch die reine Luft. Kling-Klang, kling-Klang, kling-Klang. Das klingt so süß, so melancholisch-gruselig über die weite, weiße, einsame Fläche. Aber endlich ist auch das Gldklein verklungen.

Bald kommt ein anderer Schlitten angefahren, ein klobiger Bauernschlitten. Der ist vollgepackt mit groben, zum Plagen vollen Säcken. Und am Ende des Schlittens, hinter den schwebenden Pferden, sitzen Zwei: ein Bauer und ein jüdischer Dorfschneider. Der Schlitten ächzt und stöhnt und kommt nur langsam vorwärts.

Der breite, stämmige Bauer läßt unaufhörlich das Peitschenende auf den Rücken der Säule hinabgleiten, aber sanft, streichelnd und schmeichelnd. Er ist vom Sommer her drauß gewohnt, wo er die armen Thiere vom Schwarm der Fliegen und Hornissen befreien muß. Und dann hat er das Bedürfniß, mit den Thieren in Berührung zu bleiben.

Der Bauer ist ungeschickt, schwerfällig und klobig, von unbeweglichem Pflögma. Der breite Kopf hängt herunter und die ausdruckslosen grauen Augen haben nur einen Zielpunkt: den Hintertheil der Pferde.

Der dünne, magere Schneider im dünnen, mageren Pelz rückt hin und her. Der Arme friert ganz jämmerlich. Sein wirres, längliches, schwarzgrau melirtes Wärtchen ist ein langer, starker Eiszapfen; die scharfkantige Nase und die beiden langen Ohren sind roth wie glühendes Eisen.

Der Schneider erzählt, eifrig, in Ekstase. Die Hände bilden die wunderbarlichsten Figuren in der Luft. Und der Bauer hört andächtig und entzückt zu. Seine Augen

Der Schneider ist nicht nur Krieger, er ist auch Politiker. Er hat von Napoleon gehört, dem Ersten und dem Dritten, von der Großen Armee, vom Krimkrieg, von 70/71: und 77 hat er ja selbst mitgemacht, natürlich als Hauptperson.

Er erzählt und verwechselt die Zeiten wunderbar. Er erzählt Märchen, aber er lügt nicht: er dichtet. . . In solcher Begeisterung und Seelenerregung und mit solchem Glauben hat selten ein Poet gedichtet.

„Der ganze Berg war voll von Türken. . . Und ihr Sultan, mit dem goldenen Turban, in der Mitte. . . Alle hatten sie haarscharfe Säbel. . . Und rechts standen die Franzosen, links die Engländer. . . Die haben, außer uns, die größten Schiffe. . . Und wir unten waren nur Vierhundert, lauter Schneider. . . Und hinter uns ist geritten der Kaiser, auf 'nem prächtigen weißen Hengst. . . Gut, wie der gewickert hat! . . . Und der Kaiser sagte: 'Soldaten', sagte er, 'wenn Ihr den Berg nicht nehmt, sind die Türken morgen in Petersburg'. . . Da ging es los! . . . Das hättet Du sollen sehen! . . . Immer zwei Mann eine Kanone, und immer rauf auf den Berg, immer rauf! . . . Und jeden Augenblick los mit den Granaten! . . . Wie Die oben purzelten! . . . Wie die Affen! . . . Und in einer halben Stunde ist der Berg genommen! . . . Und wie die Lämmer lagen sie da, all die Türken, und der Sultan dazwischen! . . .“

„Und die Engländer und Franzosen?“ fragt der Bauer, neugierig, was aus Denen geworden sei.

„Die haben sich aus dem Staube gemacht,“ entgegnet der Schneider mit ruhiger Bestimmtheit.

Einige Augenblicke schweigt er, erschöpft von seinem dichterischen Anfall. Dann setzt er hinzu: „Aber Das hab' ich mir geholt!“

Und er entblüht, trotz der grimmen Kälte, einen gelben, vertrockneten Arm und zeigt, am Ellenbogen, auf eine tiefe Schußnarbe. Quod erat demonstrandum.

München.

Joseph Stugin.



Phantafus.

Neue Gedichte.

Ueber den Gipfel des Fuji-no-yama,
auf Feuerflügeln,
hebt ſich Kiyo Matija, der graue Drache.

Der Mond verblaßt,
alle Sterne erblinden.

Ich packe meinen Bogen aus Ebenholz,
spanne den federnden Bambusbügel
und lege den ſilbernen Pfeil auf.

Ich ziele.

Mit der Naſe
ſtürzt er in den Baikalsee,
ſein linker Hinterzeß zerquetscht den Dhawalagiri.

Die Erde grünt, ihre Saaten ſchießen,
alle Weiber gebären wieder!

Auf das braune, vertrocknete Land um die Thiergartenſee
ſcheint die Novemberſonne.

Mit ſchillernden Köpfchen aus verzaubertem Grün
wärmen ſich in ihr die Enten.

In ſtilles,
blaues Waſſer mit Wolken
wachſen verkehrt ſchwarze Bäume.

Drei kleine Straßen
mit Häuſerchen wie aus einer Spielzeugſchachtel
münden auf den ſtillen Marktplatz.

Der alte Brunnen vor dem Kirchlein rauſcht,
die Linden duften.

Das iſt das ganze Städtchen.

Aber draußen,
wo aus einem blauen, tiefen Himmel Kerchen ſingen,
blinkt der See und wogen Kornfelder.

Die Zukunft.

Mir ist Alles wie ein Traum.
Soll ich bleiben? Soll ich weiterziehen?
Der Brunnen rauscht . . . Die Linden duften.

*

Die Sonne sank.
Ich wartete. Wie lange . . .
Unsichtbar,
wie erschüttes Weinen,
Klang unter den Weiden der Fluß.
Du kamst nicht!
Durchs Dunkel neben mir taste ich nach den rothen Blumen.
Sie sind weiß.
Du hast mich vergessen!

*

Hinter hohen Mauern,
hinter mir,
liegt mein Paradies.
Grüne, glitzernde Stachelbeersträucher,
eine Strohbude
und Bäume mit Glasfirschen.
Niemand weiß von ihm.
An einem Halm
klettert ein Marienkäferchen,
plumps, und fällt in goldgelbe Butterblumen.
Hilfreich
neigen sich Tausendschönchen,
Stiefmütterchen machen ein böses Gesicht.
Verschollen
glänzen die Beete . . .

*

Sieben Septillionen Jahre
zählte ich die Meilensteine am Rande der Milchstraße.
Sie endeten nicht.
Myriaden Neonen
versank ich in die Wunder eines einzigen Thautropfchens.
Es erschlossen sich immer neue.

Mein Herz erzitterte!

Selig ins Moos
streckte ich mich und wurde Erde.

Jetzt ranken Brombeeren
über mir,
auf einem sich wiegenden Schlehdornzweig
zwittert ein Rothkehlchen.

Aus meiner Brust,
springt fröhlich ein Quell,
aus meinem Schädel
wachsen Blumen!

*

Durch einen schwarzen, schwellenden Schneefengang
stinken Pechfackeln.

Grüne, johlende Meerkatzen
mit Eisenklauen und geringelten Schwänzen
schieben, schleppen, zerren, beißen mich
vor die boshafte Greife.

Die hocken, Strohkronen auf ihren Schädeln, und blinzeln.

Ihre langen Geierhälse recken sich,
aus ihren Froschmäulern quillt Geifer.

„Du haßt unsre Tropfsteinkübel bespion!
Du haßt über unsre Gefäßschwiele gelacht!
Du haßt unsre Extremite nicht verehrt!“

Schon hebt der Henker, ein Mandril, seinen riesigen Plattbolzen.

Der glüht!

Die Vestien brüllen, das Eisen zischt,
rothes, berstendes Blutlicht zersprengt die Höhle.

Peßtanailen!!

Ich strample, stoße, schäume, schreie, schlaße wüthend um mich.

Brechen die Sterne zusammen,
stürzt die Welt ein?

Auf meinem Bettvorleger,
in einem Tümpel,
zwischen den blauen, blinkenden Scherben meiner Karaffe,
glitzert die Morgensonne.



Selbstanzeigen.

Giordano Brunos Eroici furori, übersetzt und erläutert vom Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Verlag von W. Friedrich.

Da mein Antheil an dem angezeigten Buche nur der eines Uebersetzers ist, kann von einer Selbstanzeige im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein; wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift mir gleichwohl gestattete, das Buch unter dieser von ihm eröffneten Rubrik anzuzeigen, so bin ich ihm dafür um so dankbarer, als mir die beschriebene Rolle eines bloßen Interpreten die Freiheit giebt, mich über seinen Werth rückhaltlos zu äußern, als wenn es sich um ein eigenes Werk handelte, das man doch nicht gut selbst loben darf.

Für Giordano Bruno möglichst laut aufzutreten, erachte ich nicht nur für nicht unanständig, sondern sogar für geboten. Gilt doch leider für ihn das Wort, Lessings: „Wir wollen weniger gepriesen, doch fleißiger gelesen sein“; und eben, um Das in Deutschland zu ermöglichen, habe ich mich der Arbeit des Uebersetzens unterzogen. Es verdient nämlich, hervorgehoben zu werden, daß über Bruno in der letzten Zeit, besonders bei Gelegenheit der berühmten Denkmals-Entthüllung in Rom (1889), in fast allen gebildeten Sprachen sehr viel geschrieben worden ist was um so begreiflicher war, als durch die Säuhmessen der Ultramontanen nach jener Feier der Name des aristokratischen Denkers, der wie kein anderer die Verachtung des „gemeinen“ Ruhmes bezeugt hat, bis in die entlegensten Dorfkirchen drang. Aber Bruno selbst würde den größten Theil dieser Literatur zweifellos mit dem Bemerken abfertigen, daß man daraus wohl die Gesinnung und Denkweise der Verfasser, nicht aber die seinige erkennen lerne. Und Das gilt nicht am Wenigsten gerade von solchen Schriften, die eine überschwängliche Verehrung des Nolaners an den Tag legen. Ich könnte umfangreiche Schriften über Bruno nennen, bei deren Durchsicht der Zweifel aufsteigt, ob die Verfasser auch nur eins der zahlreichen Werke Brunos selbst gelesen haben. Die Einen stempeln ihn zum Atheisten und Materialisten, die Anderen zum Pantheisten, Manche sogar zum Propheten des Freimaurerthumes, wieder Andere zum Sozialisten u. s. w. Die Wenigsten haben sich die Mühe gegeben, die Resultate der wirklichen Bruno-Forscher, wie Moritz Carrière und Brunnhofer, heranzuziehen. Diesem Mangel sollten meine Uebersetzungen, zunächst meine „Lichtstrahlen aus Brunos Werken“ (Kauert & Rocco, jetzt Th. Dieter, Leipzig), dann die „Vertreibung der triumphirenden Bestie“ (*spaccio della bestia trionfante*) in demselben Verlag und „Som unendlichen All und den zahllosen Welten“ (Kistenöder, Berlin) abhelfen. Obwohl Korrektheit und Lesbarkeit dieser Uebersetzungen nicht bemängelt wurden, war der buchhändlerische Erfolg meiner Veröffentlichungen doch so wenig ermuthigend, daß das Manuskript des zweifellos eigentümlichen Bruno-Werkes, der *Eroici furori*, zehn Jahre lang ungedruckt bleiben mußte. Und doch hatten schon namhafte Fachgelehrte, wie de Lagarde, Laffon, Brunnhofer, die Uebersetzung gerade dieses Werkes als besonders erwünscht bezeichnet. Brunnhofer schreibt: „Staunendes Entzücken, Ehrfurcht und Liebe, aber auch bittere Reue über die Jahrhunderte lange Vernachlässigung eines so edlen Geistes werden die Empfindungen sein, die rückhaltlos hervordringen werden, sobald einmal — nament-

lich die Dialoge Degli Eroici Furori — einen guten Uebersetzer gefunden haben werden.“ Die, wie Carrière bezeichnend sagt, feinkräftige Totalität der Weltanschauung Brunos rechtfertigt einigermaßen, daß er von den verschiedensten Parteien als ihnen zugehörig in Anspruch genommen worden ist; er selbst sagt: „Jeder kann aus meinen Schriften so viel mitnehmen, wie sein mitgebrachter Fruchtkorb faßt.“ Im vorliegenden Buche giebt er sich als vollendeten Mystiker. Freilich ist es Mystik des Herzens und nicht Mystizismus des Verstandes, es ist die Mystik des geborenen Dichters, die hier zu uns spricht. Denn Bruno, der als Denker nicht engherzig genug war, um Systematiker zu sein, ist noch etwas Besseres als bloßer Denker: er ist ein Dichter, und zwar einer, dessen Lyrik neben Dante und Petrarca bestehen kann. Den Dichter können aber auch Diejenigen würdigen, die der univervellen Weltanschauung des Denkers nicht zustimmen.

Jena.

Ludwig Kuhlstedt.



Roms Weiber. Kulturhistorische Satire aus der Weltliteratur. Hamburg, Adolph Wilm.

Die weltberühmte und in den weitesten Kreisen unbekannt Satire Juvenals in ungeschminkte Prosa zu übertragen, hielt ich für eine dankbare Aufgabe. Den Text bot mir Ludwig Friedländer's kritische Meisterausgabe (Leipzig, Ditzel 1895). Nur zwei- oder dreimal griff ich zu anderen Ausgaben. Ich habe nichts verkehrt, nichts beschönigt. Nur die zwei Verse, wo von der Gewichtsbestimmung der auf das Geheiß einer Weltbame zu tiggenden Testiculi die Rede ist, habe ich, ganz abgesehen vom gefehesten Staatsanwalt, mit Rücksicht auf die bekannten kasschen Ohren, Augen und Seelchen der Zeitgenossen etwas behutsam umschreiben zu müssen geglaubt.

Hamburg.

Dr. Maximilian Rohm.



Die Meisterkrone. Eine Märchentragödie in drei Handlungen. Berlin 1899, Ferdinand Dümmlers Verlag.

Meine in den Jahren 1890/91 entstandene Märchentragödie soll und will in keinen Wettstreit mit gewissen neueren Märchenstücken treten. Sie hat ihre eigene (im „Vorwort“ von mir skizzirte) Geschichte, ihren eigenen Charakter. Wie ich in meinem Schauspiel „Die Bildhauer“ (und in einigen anderen, bisher noch nicht veröffentlichten Dramen) lange vor Erscheinen der realistischen und naturalistischen Stücke des verfloffenen Jahrzehntes der deutschen Bühne den Realismus des Lebens zuzuführen gedachte, so fügte sich, daß ich auch mit meiner Märchentragödie einer späteren Modeströmung zuvorkommen mußte; freilich, ohne daß die Welt davon erfuhr. Es geht mir in dieser Beziehung ähnlich wie dem Helden meines Dramas. Er ist ein Dichter, ein eiserner, unbegbarer Charakter, ein Mann, auf den das, so viel ich weiß, zuerst von Goethe geprägte und in neuerer Zeit so viel mißbrauchte Wort „Uebermensch“ in jeder Beziehung paßt. Er heißt Ernst Freublos und erlebt die Tragödie des Genies, die, wenn ich nicht irre, noch nie geschaffen wurde. Das Ganze bedeutet nicht mehr und

nicht weniger als eine Huldigung für William Shakespeare. Im Uebrigen mag und muß das Werk für sich selbst sprechen. Eugen Reichel.



Auch eine soziale Aufgabe. Ein Erinnerungblatt an den Huldigungsfestzug der Kinder Wiens am vierundzwanzigsten Juni 1898. Wien, Kommissionsverlag von Georg Szekelski.

Weber eine schriftstellerische Leistung noch neue Gedanken biete ich. Ich vermag nur die Bitte an Alle zu richten, die der Jugend warmes Empfinden entgegenbringen, sich nicht mit mildthätigen Spenden, Worten der Theilnahme und Klagen über Diejenigen zu begnügen, die ohne Schuld schuldig werden, sondern ihr Mitgefühl in jene Werththätigkeit umzusetzen, die allein einer besseren Zukunft den Boden bereiten kann. Was in Berlin durch den „freiwilligen Erziehungsbeirath für die schulentlassene Jugend“ geschaffen worden ist und seit dem Jahre 1896 segensreich wirkt, Das sehe ich als vorbildlich an. Nur weil wir Alle viel zu sehr uns selbst leben, kann es geschehen, daß mitten unter uns, unter den Augen der Gebildeten und Besitzenden, so viel Jugendkraft und Jugendblüthe verwelkt, verdorrt und aus Mangel an physischer und geistiger Pflege für die Gesamtheit verloren geht. Möge sich die Erkenntniß mehr und mehr ausbreiten, daß die stärkste Waffe gegen moralisches und materielles Elend eine verbesserte Erziehung ist! Diesem Wunsch verdanken die bescheidenen Blätter ihre Entstehung.

Wien.

Katharina Nigerkka.



Das Mädchengymnasium im preussischen Abgeordnetenhaus. Rede, gehalten in der Protestversammlung des Vereins „Frauenstudium“, am achtzehnten Mai 1898. Verlag der „Frauenkorrespondenz“, Berlin.

In dieser Zeit der Reaktion auf allen öffentlichen Gebieten haben auch die vorwärtsstrebenden Frauen zu der Ablehnung des Breslauer Mädchengymnasiums und zu den denkwürdigen Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses vom dreißigsten April 1898 Stellung zu nehmen gehabt. Nicht nur gegen die Maßregel selbst, sondern auch gegen die Art der parlamentarischen Behandlung haben wir energisch protestiren zu sollen geglaubt. Wenn dann meine Rede dem Druck übergeben worden ist, so war der Gedanke bestimmend, daß wir nicht nur gegen eine einzelne Thatsache von vorübergehender Bedeutung Einspruch erheben. Nicht einmal nur um den besonderen Kampf der Frau gegen Bevormundung und Verweigerung der freien Entwicklung handelt es sich, sondern um den uralten Kampf von Lebens- und Schaffensfreudigkeit gegen müdes Behalten, gegen Philistrität und stumpfes Beharren. Von je her stand der kleinen Schaar der „Seher und Verkünder Dessen, was kommen muß“ die kompakte Masse Derer gegenüber, die über Das, was nun einmal „so ist“, nicht hinausgelangen. Auf welcher Seite die geistige Elite sich befindet, kann nicht zweifelhaft sein.

Helene Stöcker.



Schweizerpillen.

Am zwanzigsten Januar hat die höchste richterliche Instanz der Schweiz den Glauben widerlegt, sie könne geneigt sein, die Interessen des sich gekränkt fühlenden Privatkapitals über die Staatsinteressen zu stellen. Herr Guyer-Zeller, der aus seinem beträchtlichen Besitz an Nordost-Aktien nun nicht mehr „heraus“ kann, wird voraussichtlich in Zukunft weniger von der Gerechtigkeit der Schweiz singen und sagen, — dürfte dieser vielvermögende Mann doch auch bisher mehr an die Gerechtigkeit gedacht haben, die ihm vortheilhaft war.

In dieser großen Niederlage ist den Bahngesellschaften, von denen als erste Klägerin die Centralbahn aufgetreten war, nur ein Trost verblieben, — nämlich der, daß der Bund kaum alle Konsequenzen seines in solchem Umfange von ihm selbst schwerlich erwarteten Sieges ziehen wird. Die Regierung muß sich scheuen, einen Geldbedarf, der an eine Milliarde grenzt, Jahre lang in der Schweiz zu lassen, und wird daher, nachdem sie prinzipiell nun ja gesiegt hat, zu einer Verständigung über Einzelfragen geneigt sein. Kommt es nicht zur Einigung, so droht eine Fluth von Prozessen über die Frage der Minderwerthe, die in Lausanne offen gelassen und den kompetenten Zivilgerichten zugewiesen worden ist. Diese streitigen Minderwerthe betreffen den Oberbau, Schienen, Schwellen u. s. w., wofür die Erneuerungsfonds gebildet sind, und nach der strengeren Interpretation den ganzen Zubehör der Bahnen, wie Stationen, Brücken u. s. w. Der Wortlaut der Konzessionen verpflichtet die Gesellschaften zu einer Zurückgabe in „vollkommen befriedigendem“ Zustande (bei der Jura-Simplon-Bahn heißt es: „parfaitement“). Dieses „vollkommen“ ist ein dehnbarer Begriff, zumal in der entgegengesetzten Auffassung zweier streitenden Parteien. Haben die bisherigen Besitzer und Instandhalter dabei stets an einen gewissen mittleren Zustand gedacht, der völlig zu genügen habe, so versteht der Fiskus darunter unbedingte Vortrefflichkeit, d. h. einen Zustand, der jede Erneuerung entbehrlich erscheinen ließe. Ganz besonders verwickelt würden Streitigkeiten da, wo das Alter an sich nicht schlechthin über die Güte entscheidet. Gesellschaften und Regierung würden also Sachverständige vorschlagen, die, wie nicht anders zu erwarten, abweichende Gutachten erstatten und mit ihren Kontroversen ganze Aktenfaszikel füllen würden, darüber hätten dann die Gerichte Superarbitrien einzufordern, — und jede Möglichkeit der Verschleppung wäre gegeben. Im Jahre 1903 will aber der Staat unter allen Umständen die Bahnen übernehmen, muß also wünschen, daß bis dahin alle streitigen Punkte erledigt sind.

Auch gestaltet sich die Geldfrage für den Bund durch die ihm sonst günstige Entscheidung in Bezug auf die Obligationen wesentlich schwieriger. Das Bundesgericht hat entschieden, daß die Obligationenschuld den Staat als Käufer nicht kümmern. Wären im entgegengesetzten Falle die Prioritätenbesitzer leicht mit Schweizer Rententiteln abzufinden gewesen, so muß nach der jetzigen Entscheidung den Bahngesellschaften ein um so viel höherer Kaufpreis bezahlt werden und es handelt sich dabei um Summen, die allein schon eine Anleihe repräsentiren.

War es noch Alledem klug, daß der Bund es zum Rekurs der Bahnen kommen ließ? Eben jene Verständigung, die er wünschen muß, wird ihm jetzt durch die öffentliche Meinung erschwert werden. Nirgends vielleicht ist man gegenüber dem Prozeßgegner in Eigenthumsansprüchen schroffer als gerade in der

Schweiz; und obgleich der Bund durch die Volksabstimmung weitgehende Vollmachten erhalten hat, würde es ihm von zahlreichen Bürgern, die dem Begriff des Wortes *summum jus, summa injuria* unzugänglich sind, verargt werden, wenn er jetzt auch nur das Geringste von dem erstrittenen Recht aufgäbe.

Es kommt noch hinzu, daß in früherer Zeit die veranschlagten Ertragswerthe der Bahnen veröffentlicht worden sind — wobei allerdings ein besonders eigensinniges Bundesrathsmitglied eine führende Rolle gespielt hat —, so daß Jedermann in der ganzen Schweiz die geringste Abweichung davon an die große Glocke hängen kann. Diese Ertragswerthe, nach denen sich die Abfindung der Aktionäre bemisst, sollten laut der Botschaft vom Frühling 1897 für die Centralbahn etwa 109 Prozent, für die Nordostbahn, die wegen ihrer Nebenlinien freilich uneinheitlich zu verrechnen ist, ungefähr 68, Jura-Stammprioritäten Pari, Jura-Stamm-Aktien ungefähr 61, Gotthard ungefähr 124, Vereinigte Schweizer Stammprioritäten Pari, Vereinigte Schweizer Stamm-Aktien ungefähr 63 Prozent ergeben. Die Schätzung war für die Centralbahn um so größer, als der Bund im Jahre 1891 diese Gesellschaft mit 30 Francs Rente, also zu etwa 200 Prozent, ablösen wollte und Das im Nationalrath mit der Angabe begründete, daß die Bahn nach den konzessiongemäßen Abmachungen noch mehr zu erhalten hätte. So sprach Herr Welti, dessen Rechtlichkeit und Geschäftskennntniß noch Niemand anzutasten gewagt hat. Inzwischen hat sich die selbe Bahn so gut entwickelt, daß ihr kilometrisches Plus 10000 Francs beträgt, — und dennoch wollte man jetzt anfänglich nur 108 bieten.

In drei Hauptpunkten ist der Refus der Centralbahn, präjudiziell zugleich für die anderen Bahnen, unter Bestätigung der Bundesrathsbeschlüsse verworfen worden. Die Bahn hatte beansprucht, die Zinsen der Obligationen zu den Betriebsausgaben rechnen und den Bund zur Uebernahme der Prioritätenschuld verpflichtet zu dürfen. Beides ist zurückgewiesen worden. Das ist für die Centralbahn um so ungünstiger, als sie nicht nur eine vierprozentige, sondern auch eine dreieinhalbprozentige Schuld besitzt. Das Bundesgericht will als Betriebsausgaben nur gelten lassen, was direkt mit dem Betriebe des Transportgeschäftes zusammenhängt. Die Besitzer von Obligationen besitzen aber nicht einmal ein Pfandrecht am Bahnkörper, während doch, wie das Urtheil hervorhebt, selbst auf den Käufer eines Wirthschaftsbetriebes die darauf haftenden Hypotheken nicht übergehen. Immerhin scheint das hier so wichtige Wort „Reinertrag“ etwas zu doktrinär nach Roscher, Schönberg und Anderen ausgelegt worden zu sein. In vielen Bilanzen trennt man den Betriebsgewinn vom Reingewinn, der nach Abzug der anderweitigen Ausgaben, darunter auch etwa vorhandener Obligationenzinsen, zur Verfügung der Aktionäre übrig bleibt. Bei keiner Depesche, die den Reingewinn eines Jahresabchlusses meldet, denkt man an etwas Anderes als an die Dividendensumme u. s. w.

Auch, daß das neue Rechnungsgesetz rückwirkende Kraft für die Verstärkung der Erneuerungsfonds habe, wurde in Lausanne rückhaltlos anerkannt. Begründet wurde dieser wichtige Theil der Entscheidung mit dem Hinweis auf die allgemeinen Grundsätze einer geordneten Vermögensverwaltung für die Bahnen. Nun ist aber zu bedenken, daß die Schweiz längst ein Eisenbahndepartement besitzt, ohne dessen strenge Kontrolle keine Gesellschaft ihre Bilanz feststellen konnte. Dieses Departement hatte also die Abschreibungen selbst gut geheißen und, wo es ihm nöthig schien, oft genug auch erhöht. Nun sollen alle diese staatlich geprüften und anerkannten Doti-

rungen der Erneuerungsfonds plötzlich im Widerspruch mit einer „geordneten Wirtschaft“ sein? Noch befremdender wird der Gedankengang des Urtheils dadurch, daß der Staat als Käufer einen „vollkommen befriedigenden“ Zustand der Bahn beanspruchen kann. Etwa vorhandene Minderwerthe sind also vom Grundpreise abzuziehen. Weshalb nun noch für die Vergangenheit eine Ergänzung der Erneuerungsfonds verlangen, wo sie doch im Falle der Insuffizienz später direkt auf Kosten der Aktionäre ergänzt werden? Hier ist freilich der Schachzug gegen die Aktionäre ungenau durchsichtig. Die Ablösung erfolgt zur fünfundschwanzigfachen Summe des durchschnittlichen Reinertrages der letzten zehn Jahre; kann man diese Reinerträge durch nachträgliche Abschreibungen zu den Erneuerungsfonds verkürzen, so wird also auch die fünfundschwanzigfache Summe geringer. Ich halte die Entscheidung in diesem Punkt für geeignet, nicht nur dem Kredite der Schweiz, sondern überall da zu schaden, wo noch Privatgesellschaften mit Ablösungsverträgen entstehen.

Man verschone uns mit jener oberflächlichen Popularitätshascherei, die bei der Fällung des Staatsfuchels über alle Ausrankungstrümpel hinwegsieht. Selbst das praktische Argument solcher Staatsfanatiker, daß man des Kapitalisten von ehemals nicht mehr bedürfe, ist ganz fadenscheinig. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, wie viele Millionen erforderlich werden, sobald einmal die Werra der elektrischen Vollbahnen anbricht. Glaubt man wirklich, dann das Privatkapital und die Aktienunternehmungen entbehren zu können? Gerade die Schweiz wird am Ehesten bei elektrischer Umwandlung ihrer Vollbahnen zu Ausgaben kommen, die ein so kleines Land nicht einfach aus Staatsmitteln aufbringen kann.

Uebrigens dürfte die Wirkung der geplanten Nachdotierung der Erneuerungsfonds für die verschiedenen Bahnen verschieden sein. So hat z. B. die Centralbahn stets reichlich abgeschrieben, während die Nordost- und die Gotthard-Bahn nach der neuen Norm stark rückständig sein werden.

Es kommen auf:

	an Aktienkapital		an Obligationen	
Gotthard-Bahn	Frcs. 50	Mil.	114	Mil. (3½ proz.)
Nordost-Bahn	„ 49	„	144	„ (3½ „)
Central-Bahn	„ 50	„	115	„ (4 u. 3½ „)
Jura-Simplon-Bahn	„ 49	„	150	„ (3½ „)
„ „ „ (Pr. Akt.)	„ 52	„		
Vereinigte Schweizer-Bahn	„ 22½	„	43	„ (4 „)
„ „ „ (Pr. Akt.)	„ 17½	„		

Außer Jura-Simplon-Aktien, die sich über die französischen Kantone stark vertheilen und bei denen neuerdings auch die Tunnelgesellschaft in Betracht kommt, sind die meisten schweizer Aktien in deutschen Händen. Denn der Eisenbahntrusi, der den Haupttheil der Central-Aktien eingeschlossen hält, hat vielfach mit unserem Bankkapital gearbeitet. Unrichtig waren die täglichen Bemerkungen unserer Börsenberichte über die Käufe des „Heimatlandes“. Diese Käufe haben längst aufgehört, denn man zweifelte an der Auffassung der lausanner Richter. Dagegen ist die Spekulation nach oben bei uns sehr stark gewesen und vor Allem sieht sich Berlin jetzt dupirt. Ein Spielerelbstmord ist im Zusammenhang mit diesem Monte Carlo der Börse dem erschrocken Lesern gemeldet worden. Plut o.

Notizbuch.

In März des vorigen Jahres veröffentlichte der berliner Professor Delbrück, mit dessen Thätigkeit ich durch eine Provocation mich zu beschäftigen genöthigt worden war, in seinen Preussischen Jahrbüchern eine — hier gleich danach abgedruckte — Erklärung, in der er mir eine schmutzige Leitung der Redaktion und einen auffälligen Mangel an Selbstachtung vorwarf und behauptete, für eine von mir begangene „Insamie“ einen „urkundlichen Beweis in Händen zu haben“. Als ich ihn aufforderte, seine Beweise — den „urkundlichen“ und die anderen — ohne Säumen zu veröffentlichen, und ihm zu diesem Zweck die Seiten der „Zukunft“ zur Verfügung stellte, antwortete er, es sei meine Pflicht, ihn zu verklagen. Dieser Weg schien mir recht umständlich, denn ich wußte, daß bei der Belastung der berliner Gerichte viele Monate vergehen, bis eine Privatklage zur Verhandlung kommt; da der Professor auf einem anderen Wege aber nicht zum Reden zu bringen war, mußte ich den von ihm gewählten beschreiten. Am achtundzwanzigsten Mai 1898 konnte ich endlich hier das Anlagematerial des Herrn Delbrück veröffentlichen: ich druckte, in dem Artikel „Eine Insamie“, den von ihm dem Gericht eingereichten sehr langen Schriftsatz wörtlich ab. Der Inhalt ist den Lesern der „Zukunft“ bekannt und ich habe dem damals Besagten nichts hinzuzufügen. Gut Ding will Weite haben: am einundzwanzigsten Januar 1899 kam die Sache vor dem Schöffengericht zur Verhandlung. Herr Delbrück hatte inzwischen neue Schriftsätze eingereicht, einen neuen „urkundlichen Beweis“ aber nicht beigebracht oder in Aussicht gestellt; dieser „Beweis“ sollte, wie der Professor auf die wiederholte Frage des Vorsitzenden bestätigen mußte, ausschließlich in den hier abgedruckten Briefen aus den Jahren 1892 und 1895 bestehen. Außer den aus dem ersten Schriftsatz bekannten wurden jetzt aber zwei neue „Beweise“ angeboten; der erste betraf die Angelegenheit des Professors Schieman, über die ich, da sie in den Festen vom vierzehnten und einundzwanzigsten November 1896 ausführlich erörtert worden ist, nichts mehr zu sagen habe, der zweite einen Vorgang aus den ersten Wochen des Jahres 1891. Ich habe damals, weil mir eine im „Vorwärts“ veröffentlichte Theaterkritik des Herrn Hartleben, von dem ich Schlimmes gelesen und Schlimmeres gehört hatte, nicht aus sachlichen Erwägungen, sondern aus persönlichem Ressentiment und Eliquengefühlen hervorgegangen schien, an die Redaktion eine nicht mit meinem Namen, sondern als „Leser aus dem Volk“ — oder ähnlich — unterzeichnete Postkarte geschrieben, auf der ich in heftigem Ton den Kritiker der Parteilichkeit beschuldigte. Solche rasche Zornergüsse — zu denen ich mich, seit ich literarisch ein Bißchen reifer geworden bin, nicht mehr hinreissen lassen würde — sind keinem Redakteur unbekannt; ich erhalte allwöchentlich Proben davon und noch am Neujahrstage stellte sich mir ein junger Fabrikant als den Schreiber eines ein paar Monate vorher eingegangenen, mit den Worten „Einer aus dem Hause“ unterzeichneten Briefes vor, in dem gegen den Wochenwanderer Plauto eben so hitzige wie unbegründete Anklagen erhoben waren. Meine Handschrift wurde 1891, wie zu erwarten war, sofort erkannt und ich erklärte auf eine Frage natürlich, daß ich der Schreiber sei. Herr Hartleben ging mit der Karte zu dem Besitzer der „Nation“, deren Literatur- und Theaterkritiker ich damals war, und beschwerte sich über mich. Der Angerufene bat mich zu sich und ersuchte ic mich, in freundschaftlicher Tonart und mit Hinzufügung allzu schmeichelhafter Lobsprüche, mich dem Einfluß eines Herrn, den er sehr übel

charakterisirte, zu entziehen und meine — von ihm damals geschätzte — Kraft nicht an nutzlose kleine Fehden zu verzetteln; die Karte habe er Herrn Hartleben abgenommen, es sei also unmöglich, daß ich noch einmal damit belästigt würde. An meinem Verhältniß zur „Nation“ und deren Leitern wurde durch diese Geschichte nicht das Geringste geändert, die selben Redakteure des „Vorwärts“, denen das Furchtbare bekannt war, gaben mir, trotz der Verschiedenheit der politischen Standpunkte, schriftliche und auf Holzpapier gedruckte Beweise ihrer Hochachtung und Sympathie und Herr Hartleben selbst forderte mich — ich glaube, es war 1892 — spontan auf, die alte Geschichte als begraben anzusehen; dazu war ich um so lieber bereit, als mir mein Vorgehen schon damals recht thöricht erschien. Daß man für eine Thörichte büßen muß, ist nur billig; deshalb freue ich mich, daß Herr Hartleben seinen Sinn geändert und die unsagbar gräßliche Historie von der Postkarte nach acht Jahren nun erst zu den Akten des Prozesses Delbrück gegeben und dann in Berliner Zeitungen veröffentlicht hat, und frage nicht, warum er acht lange Jahre verstreichen ließ, ehe er mit dieser Thatthat ans Licht trat, die er besonders wirksam ja hier, in der „Zukunft“, enthüllen konnte, — hier, wo so oft Alle, die gegen mich Etwas vorzubringen haben, zu Gast geladen wurden. Er ist kein starker Polemiker, aber er hat in den letzten Jahren ein paar sehr hübsche literarische Arbeiten veröffentlicht, die ich erwachsenen Lesern aufrichtig empfehlen kann; sie sind, glaube ich, sämmtlich bei S. Fischer in Berlin erschienen und einzelne von ihnen sind wirklich sehr nett. Vor Gericht hatte die Geschichte von der — inzwischen verschwundenen — Postkarte kein Glück; Herr Delbrück gab seine, ich meine Darstellung des — von mir natürlich keine Sekunde bestrittenen — Sachverhaltes und der Gerichtshof, dem mit dem übrigen Material auch mein von dem emsigen Herrn Hartleben seitdem veröffentlichter Brief aus den Märztagen des Jahres 1891 vorlag, lehnte alle nicht auf die am achtundzwanzigsten Mai 1898 hier abgedruckten Briefe bezüglichen Beweisanträge des Beklagten ab, weil sie nicht geeignet seien, die Beschuldigung des Herrn Delbrück zu stützen. Ich habe diese nicht gerade kurzweiligen Dinge hier so ausführlich erzählt, damit man sieht, daß ich nichts zu verschweigen oder zu vertuschen habe, und damit man erfährt, was denn nun eigentlich herauskommt, wenn man in einem bis zum Jahre 1890 zurückreichenden Zeitraum gegen mich, der angeblich doch unerhörte Schandthaten begehen soll, in allen Ecken und Winkel Anlagematerial sucht. Das ausgestüberte Material ist den Leitern der „Zukunft“ nun im ganzen Umfange bekannt und ich glaube, sagen zu dürfen: viel ist's nicht geworden. Daß ein betäubend erregbarer Mensch, der alle Dinge, zu eigenem Schaden, nur leidenschaftlich und heftig anpacken kann, in bewegten Kampfzeiten auch einmal eine Unvorsichtigkeit oder gar eine dicke Thörichtheit begeht, ist am Ende nicht unverzeihlich, wenn es ihn auch zu strengster Selbstdisziplinierung mahnen muß; daß jede Entgleisung seiner Besonnenheit von dem Riesenschor der Hasser nach Möglichkeit ausgenützt wird, ist nicht wunderbar und kann, als ein Antrieb zu besserer Zügelung der Affekte, für ihn nur nützlich werden... Ueber die Gerichtsverhandlung, die der Hasser Hoffen enttäuschte, ist nicht mehr viel zu berichten. Nach der Verkündung des ersten Gerichtsbeschlusses wurde mir von forensisch erfahrenen Höchern gesagt, er bedeute für mich den „Sieg auf der ganzen Linie.“ Nach dem Schluß der Beweisaufnahme erwähnte der Vorsitzende Herrn Delbrück — ihn, nicht mich — dringend und wiederholt, „in seinem eigenen Interesse“ einen Ausgleich herbeizuführen. Diese Aufforderung, die schon früher mehrfach an ihn gerichtet worden war, hatte der Professor bisher stets entschieden abgelehnt. Jetzt er-

klärte sein Anwalt, Herr Justizrath Sello, der mich, den vorher als einen „Zusammen“ Bekämpften, nun mit einem Händedruck und in den früher zwischen uns üblichen Formen begrüßte, sein Mandant sei bereit, auf den im Mai hier von mir vorgeschlagenen Ausgleich einzugehen. In dem Artikel „Eine Infamie“ hatte ich gesagt, nachdem das Anklagematerial veröffentlicht sei, könne, wenn die Widerklage wegfalle, auch die Klage zurückgezogen werden: „Denn nicht darauf kommt es mir an, ob Herr Delbrück mich infam nennt, mich beschimpft und deshalb bestraft wird, sondern einzig und allein darauf, daß die Thatfachen bekannt werden, auf die er sein mir gleichgiltiges Urtheil stützt.“ Diese Thatfachen sind bekannt geworden; und so konnte auch mein Anwalt und Freund Dr. Theodor Zuse mir nur rathen, nicht in Hysterie Stimmung von meinem früheren Standpunkt zu weichen, sondern auf das Angebot einzugehen, wonach Klage und Widerklage unter Theilung der Kosten zurückgezogen werden sollten. Als die Verhandlung geschlossen war, stellten sich die beiden Schöffengerichter mir vor, beglückwünschten mich und erklärten, sie wären, wenn sie einen Spruch zu fällen gehabt hätten, nach ihrer Ueberzeugung gezwungen gewesen, Herrn Delbrück sehr hart zu verurtheilen. Ich bin, nach allen häßlichen Eindrücken dieses Handels, schließlich doch froh, daß ich nicht dem schlimmen Beispiel rachsüchtiger Leute zu folgen und das drückende Gefühl auf mich zu laden brauchte, daß ein Mensch bestraft worden ist, weil er mich beleidigt hat.

Allerlei unkontrollierbare Gerüchte hatten seit acht Tagen auf eine große Aktion vorbereitet, die nach der Parade des zehnten Armee-corps in Hannover zu erwarten und die geeignet sei, das Verhältniß des Welfenhauses zu Kaiser und Reich in neuem Licht erscheinen zu lassen. Fabelhafte Dinge wurden erzählt; was nun geschehen ist, bleibt weit hinter den herumgetragenen Wundermärchen zurück, wenn die Meldung auch noch immer überraschend genug klingt. Der Kaiser hat bestimmt, daß die preussischen Truppentheile, „welche die alten hannoverschen Krieger aufgenommen hatten, Träger der Ueberlieferungen der früheren hannoverschen Regimente sein und deren Auszeichnungen weiter führen sollen“. Er hat in zwei Reden von den „ruhmvollen Thaten“ und den „glorreichen Traditionen“ der früheren hannoverschen Armee gesprochen und die ehemaligen Offiziere dieser Armee als Gäste an seine Tafel geladen. Das ist eine militärische Veröhnung. Obes auch ein politisches Ereigniß ist? Noch darf man hoffen, daß es bei der militärischen Aktion bleibt. Denn die Paraderede des Kaisers schloß mit den Worten: „Alles, was wir auf dem Herzen haben, Alles, was wir wünschen und hoffen, fassen wir zusammen in den Ruf: Das zehnte Armee-corps Hurrah!“

Im Reichstag hat ein Vicepräsident verkündet, es sei nicht erlaubt, eine in ihren Einzelheiten noch unbekannt, in großen Umrissen aber schon ange deutete Vorlage der Verblindeten Regierung ein Schreckgespenst zu nennen. Im preussischen Abgeordnetenhaus ist Herr Richter zur Ordnung gerufen worden, weil er ge jagt hatte, ein Minister habe einen Bier tanz ausgeführt. Das sind die parlamentarischen Neuigkeiten der abgelaufenen Woche. Ach nein: der Reichstagspräsident hat auch erklärt, Reden des Kaisers dürften nur, wenn sie offiziell zur Kenntniß der Abgeordneten gelangt seien, erwähnt werden; und außerdem hat man gelesen, der Restaurateur könne sich im schlecht besuchten Wallotbräu nur noch halten, wenn ihm eine ausreichende Subvention bewilligt werde. Dabei giebt es immer noch Aergler, die behaupten, für parlamentarische Vorgänge sei im Deutschen Reich das Interesse erlahmt.